

# DER KUSS DER MUSEN

Manfred E.A. Schmutzer

## Prolog

Nachfolgendes Gestammel ist ein bemühter Versuch in einem stolpernden Tanz um die verschleierte Maja die Schönheit ihres Kults in seiner Gesamtheit wieder zu beleben.

## Der Mythos

Die Antike war sicher, die Kunst braucht göttlichen Beistand, um entstehen zu können. Neun Musen wohnten in der Gefolgschaft des Gottes Apoll am Fuß des Parnass an den kastalischen Quellen, deren Wasser im Mythos die Gabe des Dichtens verleiht. Alle neun Musen sind Töchter der Erinnerungsgöttin Mnemosyne und des allmächtigen Zeus, der durch Poesie seinen Sieg über die Urgötter kultisch feiern lassen wollte. Diese Aufgabe fiel den Musen zu, sie sind folglich Töchter der Macht. Scientia et potentia in idem coincidunt. Helferinnen sind sie eines göttlichen Genius, der die Heldentaten der Sieger so unsterblich macht wie die olympischen Götter selbst. So wurden diese rein geistigen Wesen zu unerschöpflichen Quellen der Künste, Quellgottheiten, die sie stets waren. Nun allerdings waren sie Ursprung und Quelle aller Begeisterung, Inspiration und Kreativität, jedes Gedanken, aller Philosophie geworden. Doch diese Musen denken nicht selbst. Die ursprünglichen Quellgottheiten dehnen hingegen die Einbildungskraft des Mannes, weiten dessen Sehnsucht bis in die philosophische Tiefe, in eine spirituelle Ferne, in die Subtilität der Dialektik und Rhetorik, genauso wie in die Unendlichkeit neuer sprachlicher Formen, der Mathematik und Astronomie. Ihr Anführer war Apoll, der vielseitig Begabte.

In einer männlich gestimmten Geistesgeschichte, wirken Frauen vor allem als erregende Kraft. Sie küssen die geistgeschwängerten Männer, adeln sie solcher Art und erregen deren Phantasien. Ob sie auch Frauen küssen, bleibt ungesagt.

Hat Sappho, die einzige Poetin der Hellenen, ihre Inspirationen auch durch den Kuss einer Muse erlangt? Nein, denn Plato erhob sie selbst als zehnte in den Stand der Küssenden<sup>1</sup>. Und selbst wenn man ihre Hingezogenheit zu der ihretwegen nach ihrer Insel bezeichneten Liebe in Rechnung stellt, so inspirierte trotz allem Sappho fast ausschließlich Männer, von Plato über Horaz und Catull bis hin zum Dichterkönig Goethe. Sappho war Muse, küsste wen sie wollte, doch entgegen ihrem Ruf mehrheitlich wieder Männer.

Und Apoll, der Hüter der Künste und der Wissenschaften? Auch ihn liebten die Musen, doch umgekehrt befruchtete er zumindest einige von ihnen. Denn wer könnte den polypotenten Meister der Dicht- und der Heilkunst, der Kunst des Bogenschießens und des Lautenspiels und schließlich der Weissagung noch etwas lehren? Als unübertrefflicher Meister dieser Künste und als Anführer der neun Musen war er, so sollte man meinen, unschlagbar. Manchmal wurde er auch „Apollo clarus“ benannt, der glänzende, erleuchtende Gott. Auch als Lichtgott wird er oft bezeichnet und nicht selten mit Helios, dem vorolympischen Sonnengott, identifiziert.

---

<sup>1</sup> Collin F., Pisier E., Varikas E., (Hg.,2000), Plato, 105

Trotzdem findet sich ein anderer Gott, angeblich älter als Apoll, der ihm in nichts nachstand und der für die Ausübung der Künste dieselbe Bedeutung hat wie er. Sein Name ist Dionysos. Obwohl der Mythos berichtet, dass er der jüngste der olympischen Götter sei, zeigt die archäologische Forschung, dass sein Kult wesentlich älter als jener der Olympier war. In der jüngeren Zeit wurde er als androgyner, bartloser Jüngling dargestellt, doch anfänglich war er ein barttragender, wohlgekleideter reifer Mann. Sein Gefolge bestand aus den Mänaden, die die Toten mit Blut nährten, und so wie die anderen Figuren seiner Gefolgschaft Zwitterwesen in Charakter oder Erscheinung waren. Auch er war der Erzählung nach ein Zwitterwesen, ein zweimal Geborener. Dieser war auch der Einzige der Olympier, der eine menschliche Mutter, Semele, und Zeus als göttlichen Vater und diesen zugleich auch als zweite „Mutter“ hatte. Unter den Göttern besaß er außerdem als Einziger die Fähigkeit Tote aus dem Orkus zurück ins Leben zu holen.

Es kann demnach nicht überraschen, dass er in den Mysterien als Gott der Wiedergeburt gefeiert wurde, was weitreichende Assoziationen evoziert. Bekannt ist er heute vor allem als Gott des Weins und des Rauschs. Demnach steht er in krassem Gegensatz zu Apoll, dem Rationalität und Ordnung zugeschrieben wird. Dionysus gilt hingegen als irrationaler und unbedachter von Trieben, Eigensinn und Eigenwillen geleiteter Chaos.

Wie kann diesem Gott die gleiche Bedeutung für die Ausübung der Künste<sup>2</sup> zugesprochen werden, wie Apoll und seinen Musen? Die Kunst inspirierenden Küssens war ihm und seinen Mänaden jedenfalls so wenig fremd wie den Musen. Der Erotik huldigte er nicht weniger als seine anderen olympischen Gefährten.

Manche Mythen bezeichnen Dionysos auch als Sohn Persephones, der Herrin der Unterwelt, und feiern ihn als Gott der Auferstehung, der aus dem Dunkel des Hades ans Licht drängt. Eines seiner Symbole ist der Baum, die Feige und der Lorbeerbaum, wenn man die Weinrebe vielleicht nicht direkt als Baum verstanden haben will. Sie alle wurzeln im Dunkeln, streben ans Licht von unten nach oben und tragen Früchte, die berauschend wirken. Der Rausch beflügelt den Geist und drängt Einsichten in Dinge ans Licht, die bislang im Dunkel lagen. Selbst Pythia, die Dienerin Apolls, erwirbt ihre Erkenntnisse im Zustand des Rauschs<sup>3</sup>.

Er-kennen ist mehr und speist sich aus anderen Quellen als nur dem Klaren, dem erhellenden apollinischen Er-klären<sup>4</sup>. Die Klärungen des leuchtenden Apolls erfassen nur das Blätterwerk der Bäume des Dionysus, deren Lebenssaft aus der dunklen Tiefe quillt.

---

<sup>2</sup> Im antiken Diktus zählen zu den Künsten auch die Wissenschaften, die sogenannten „artes liberales“.

<sup>3</sup> Freunde haben gemeint, dass diese Bezeichnung unangemessen wäre. Ich möchte daher vorweg feststellen, dass dieser Begriff weit mehr abdeckt als das, was nach Heurigenbesuchen und in Bierzelten zu beobachten ist. Rausch wird mithilfe unterschiedlichster Substanzen erzeugt: Cannabis, Mescaline, Stechapfel, Fliegenpilze, Bilsenkraut, Weihrauch, Tanz etc. Allgemein wird als „Rausch“ ein Zustand gesteigerten Glücksgefühls und von Ekstase bezeichnet. Schlussendlich sei auch noch angemerkt, dass sich der Gebrauch solcher Substanzen bis tief in das Paläolithikum zurückverfolgen lässt. Die Ächtung solcher Substanzen erfolgte in Europa erst ab dem 17. Jahrhundert, offenbar im Gefolge eines um sich greifenden Puritanismus und einer zunehmenden Disziplinierung der Arbeiter. Die Oberschicht rauchte auch im 19. Jahrhundert noch ihre Opiumpfeifchen.

<sup>4</sup> Etymologisch betrachtet entwickelte sich die Vorsilbe „er-“ aus „aus-“, lateinisch „ex-“. „Erkennen meint demnach „aus-kennen“, „erklären“ „aus-klären“ etc.

## Erkenntnis

Unter Erkenntnis<sup>5</sup> verstehen wir heute „begründetes Wissen“. Das bedeutet, dass es sich um Wissen handelt, das nicht nur einer persönlichen Meinung oder einem wie immer fundierten Glauben entspringt. „Begründet“ erscheint uns Wissen dann, wenn eine Methode angegeben werden kann, mit deren Hilfe die gewonnene Erkenntnis nachvollziehbar wieder erzeugt werden kann.

Zu behaupten, dass im Rausch Erkenntnis gewonnen werden könnte, widerspricht den Vorstellungen von begründetem Wissen, denn jene quillt aus dem Untergrund zum Grund, wie aus einer Quelle, und ist demnach „unter-begründet“. Somit wären eigentlich die Quellgöttinnen für das Begründen zuständig. Doch diese begnügen sich mit einem Sprudel, den sie u.U. erst mit ihrem Kuss zum Quellen brachten.

Um diesen Sprudel aus dem Untergrund an der Oberfläche zu begründen, wird der Gott des Lichtes „Apollo clarus“ gerufen. Apollo klärt, erklärt. Was er klärt, ist noch keine Erkenntnis, doch eine Erfahrung. Erst in seinem Licht wird auch jene hervorgesprudelte Erfahrung klar, geklärt und erklärbar. Sie soll durch Gesang und Darstellung der Vernunft zugetragen und so verträglich gemacht werden. Eine Weise dieser Darstellung waren Vorfürungen im „apollonischen“ Theater, eine andere waren theoretische Erörterungen.

Das Wort „Theater“ selbst legt bereits nahe, dass diese Form des Ausdrucks von Erfahrung und der Schaffung von Erkenntnis gleichfalls theoretischer Natur ist. Es handelt sich dabei um eine intellektuelle<sup>6</sup> Vorführung, das geistige Produkt<sup>7</sup> einzelner Individuen.

Beide Begriffe, Theater und Theorie, leiten sich nämlich vom selben griechischen Ursprung „theoreo (θεωρεω)“<sup>8</sup> her. Die Bedeutung dieses Wortes ist „schauen, betrachten“. Erfahrung soll auf diese Weise im Zuschauer im Theater neu produziert und hergestellt werden. Das Theater war zugleich ein Ort, wo auch Tanz, Musik und Gesang walteten, und wo träumen zulässig, ja erwünscht war und noch immer ist. An diesem Ort herrschten die Musen und ihr Wortführer, Apoll.

Nicht zufällig bezeichnet F. Nietzsche Apoll als den Gott der Klärung, der maßvollen, kanonischen Kunst<sup>9</sup> und Erleuchtung und hält ihn trotzdem oder gerade deshalb zuständig für die Verwirklichung von Träumen oder dem, was wir heute als Utopien bezeichnen. Das Theater des Apoll und seiner Musen war nicht länger Ort eines orgastischen Rituals und Rauschs aus dem es ursprünglich hervorging. Es war (und bleibt) ein „Nicht-Ort“ (U-topos) des Erlebens oder Ort eines „Nicht-Erlebens“. Denn es lebte (und lebt) von der Distanz und Trennung von Zuschauern und Schauspielern. Das Schauspiel war eben ein Spiel und kein Fest. Es entwickelte sich zu einem Hort der Entfremdung, einem Ort scheinbarer Empfindungen und Erfahrungen, einem Spielraum des Scheins sowie bemühter Vor- und Verführungen eines Traums.

---

<sup>5</sup> „Erkenntnis ist im Unterschied zu den unabgesicherten und subjektiven Orientierungsweisen des *Meinens* und *Glaubens* das *begründete Wissen* eines Sachverhaltes.“ (J. Mittelstrass, I/S.575)

<sup>6</sup> „Intelligenz“ leitet sich von „inter-legere“ her. Es bedeutet demnach „dazwischen lesen“, wir würden sagen, es handelt sich um die Fähigkeit „zwischen den Zeilen zu lesen“. Jedenfalls wird hier etwas hinzugefügt, was davor nicht vorhanden war.

<sup>7</sup> „Producere“ bedeutet „vor-führen“.

<sup>8</sup> θεατής: Zuschauer, Beobachter sein; θεωρεω: zuschauen, betrachten.

<sup>9</sup> Kanonische Kunst ist eine von Regeln geleitete Kunst.

## Die Pro-duktion von sozial geteiltem Wissen

Auch die Methode Apolls, Erkenntnis zu schaffen, ist problembeladen. Das zugrundeliegende Problem, das bei diesen Vorgängen zu lösen war, war folgendes: Wie lässt sich aus Erfahrung allgemeingültiges Wissen gewinnen? Um es jenseits aller Zweifel deutlich zu machen: Erfahrung ist immer subjektiv, Wissen ist hingegen sozial. Vorgebliche Erfahrungen eines Einzelnen schaffen u.U. Erkenntnis bei einem Einzelnen. Derartige Erfahrungen werden besonders in großen städtischen, diversifizierten Gesellschaften nicht länger geteilt, sie sind für andere Individuen bedeutungslos, meistens sind sie nicht einmal kommunizierbar, bleiben unausgesprochen und folglich unbegründet. Erst wenn Kenntnisse in eine kommunikable Form gebracht wurden, wenn Erfahrung zum Ausdruck gelangt, erst dann sprechen wir von „Wissen“. „Wissen“ ist geteilte, „mit-geteilte“ Erfahrung. Derartiges Wissen bezeichnen wir heute als „Erkenntnis“. Um sie teilen zu können, muss sie begründet werden. Diese Arbeit leistet heute die institutionalisierte Wissenschaft, sie schafft geteiltes Wissen:

Obige Definition von Erkenntnis ist die Beschreibung eines Akkreditierungsprozesses, eines Verfahrens also, das subjektive Erkenntnis anderen, die selbst keine Kenntnisse hatten, akzeptabel machen soll. Es handelt sich demnach bei diesem Prozess um die Pro-duktion<sup>10</sup> von sozial geteiltem Wissens.

In anderen Worten, erst wenn das „in den Köpfen“<sup>11</sup> Unsichtbare versinnlicht – auch den Sinnen anderer zugänglich - wurde, wird es auch für diese Anderen annehmbar und möglicherweise in der Folge „sinnvoll“. Der Sinn der „Erfahrung“ eines Anderen wird greifbar, be-greifbar, wenn etwas gesendet wurde, dann von den Sinnen empfunden (sich in den Sinnen eingefunden) und so empfangen (eingefangen) werden konnte. So erläutert dies jedenfalls die Etymologie des Wortes „sinnen“, das sich von „senden“ und „sentire“ (empfinden) herleitet.

Zu beachten ist allerdings: auch der Prozess der Generierung von sozialer Anerkennung bestimmter Kenntnisse muss keineswegs einseitig ausgrenzend nur auf einem einzig möglichen Weg ablaufen. Es gibt auch hier mehrere Wege und genug Beispiele dafür, dass gesellschaftliche Anerkennung mit sich widersprechenden Methoden geschaffen werden kann.

Eine dieser Methoden wäre das Wirken von Wundern, wobei es sich um Generierung nicht wiederholbarer Erfahrungen handelt. Wunder sollen vor allem bei Ungläubigen Überzeugung bewirken. Sie schaffen möglicherweise post hoc Glauben, doch die Anerkennung eines Wunders ist noch kein Glaubensakt, sondern Ergebnis einer durch Sinneseindrücke vermittelten, persönlichen Erfahrung, die von der Überzeugung gestärkt ist, dass den eigenen Sinnen getraut werden darf.

---

<sup>10</sup> „Produktion“ soll hier im heute üblichen Sinn verstanden werden, nämlich von „herstellen“.

Trotzdem bleibt die zweite Bedeutung einer „Vorführung“ präsent.

<sup>11</sup> Damit soll nicht behauptet werden, dass alle Erkenntnis nur in den Köpfen abgespeichert würde. Ich verwende diese Phrase als „pars pro toto“.

Was geschieht allerdings, wenn das Vertrauen in die eigenen Sinne nicht gegeben ist? Auslöser für derartige Zweifel gäbe es zuhauf. Es reiche zur Illustration auf optische Täuschungen, wie Parallaxen etc. hinzuweisen, die nahezu täglich erlebt werden können.

Zwei Rezepturen werden in solchen Fällen angeboten: eigene Vernunfturteile und Bezeugungen durch andere Zeugen. Im ersten Fall muss irgendwie sichergestellt werden, dass der eigenen Vernunft mehr zu trauen ist als den eigenen Sinnen. Die Vernunftaussagen müssen also wieder überprüft werden. Entweder greift man nun auf frühere Erfahrungen durch Vergleich zurück, das wäre die aristotelische Vorgangsweise, oder man hält sich wieder an die Bestätigungen von Mitmenschen. Wenn eine derartige Zusicherung nicht möglich oder nicht erstrebenswert scheint, bleibt also nur der Rekurs auf die eigene Erinnerung als einzige Möglichkeit der Bestätigung.

Ein derartiger Rekurs erfordert eine aufwändige Dokumentation, wenn man möglichen eigenen Erinnerungsschwächen halbwegs entgehen möchte. Diese Dokumentation ist jedoch kaum zu verwirklichen. Sie würde nämlich die Protokollierung der Gesamtheit aller Begleitumstände für jeden Einzelfall erforderlich machen. Letztlich müsste die Vielfalt dieser Fälle mit allen anderen Protokollsätzen abgeglichen werden. In Wirklichkeit stellt dies kein zielführendes Verfahren dar. Ein naheliegender Schritt ist einmal mehr: Abstraktion.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, dass vielleicht bei den Protokollen Abstriche gemacht und die Protokolle vereinfacht werden könnten. Doch dieser Weg wäre selbstzerstörerisch. Denn dann könnte auf Protokollierung gleich verzichtet werden. Folglich muss der Vorgang der Abstraktion auf die Begleitumstände der Erfahrungen angewendet werden. Damit schafft man sich aber eine anders geartete Realität. Dieses Vorgehen gilt allerdings heute als das allgemein zu-bevorzugende Verfahren. Es wird als experimentelle Laborforschung bezeichnet. Nun zieht das Labor die Grenze zur Außenwelt.

Was geschieht letztlich bei derartigen Experimenten?

Zunächst wird ein Experiment außerhalb der Gefahrenzone durchgeführt, das heißt im Labor. Den Vorgang beschreibt das Wort „experimentum“ explizit. „Ex periculo“ bedeutet ja „aus der Gefahr“. „Peri“, der mittlere Teil dieses Wortes leitet sich von den griechischen Wörtern „peirar = peiras“ (πειραζ), „Ende, Grenze“ bzw. „peira“ (πειρα), „Versuch, Wagnis“ und „peirao“ (πειραω), „unternehmen, erproben“ sowie von „peras“ (περαζ), „Ende, Grenze“, „peran“ (περαν) „drüben, jenseits“, sowie von „perao“ (περαω) „durchdringen, durchfahren“ her. Die Gesamtheit dieser Worte verdeutlicht eines: einmal mehr sollten wir es mit Erfahrungen zu tun haben, die aus einer gefährvollen Grenzüberschreitung resultieren. Diese Gefahr wurde jedoch ausgegrenzt, so wie im Theater wird sie stattdessen auf einer abgeschotteten Bühne für unbeteiligte Zuschauer simuliert. Eine Vorführung wurde hergestellt.

## Definieren und Abstrahieren

Apoll, der Meister des Bogenschießens, wusste um die Bedeutung eines Ziels. Er wusste wohl, dass jemand, der den Hafen nicht kennt<sup>12</sup>, sich zwar nie verfahren kann, doch auch nie an ein Ziel kommt. So jemand erfährt nichts, weil er nicht fährt sondern treibt. Eine Fahrt ist

---

<sup>12</sup> Für einen, der nicht weiß, nach welchem Hafen er steuern will, gibt es keinen günstigen Wind. Seneca, (1978) S. 80.

nämlich Bedingung für jede Er-fahrung. „Fahren“ indiziert aus Urzeiten stets ein „hinüber“, demnach: eine Grenzüberschreitung. Gibt es ohne Grenze und ohne Ziel auch keine Fahrt? Grenzüberschreitung und Ziel? Apoll fasst ein Ziel ins Auge, er er-fasst es. Lateinisch heißt Grenze und Ziel „finis“. Ein Ziel in den Blick fassen, bedeutet dessen „De-finition“ zu geben. Ein solches Ziel ins Auge fassen, erfordert von allem anderen rundherum abzusehen. Das Beiwerk wird abgezogen, es verunreinigt - ver-klärt den Blick und den Begriff d.h. beeinträchtigt jenen Zugriff und In-begriff des Zielenden. Klärung definiert und schafft das Ziel.

Es ist nicht Zufall, dass Aristoteles die Klärung des Begriffs durch fortgesetzte Abstraktion zur Bedingung jeder Episteme - das ist Erkenntnis - erhob, hat er doch davor bereits den „Telos“ - das Ziel auf Griechisch - zur alles bestimmenden Ursache erhoben. Genauso wenig ist es Zufall, dass „telos (τελος)“ gleichbedeutend ist mit dem griechischen „horos (ορος)“, was ursprünglich einen „Grenzstein“ bezeichnete, aber auch ein Ziel.

Alles jenseits eines Grenzsteins wird von alters her ausgegrenzt, es wird davon abgesehen, wird abstrahiert, weil als nicht-zugehörig betrachtet. Apollo klärt, erklärt, indem er abstrahiert. Durch Klärung führt er sein Gefolge in eine Reinheit, die es so nicht gibt. Unsere Laborforscher kopieren also nur die Methode des klärenden Gottes.

Aus einem ungeklärten Untergrund, dem dunklen, quillt hingegen jener Sprudel, der erst Apolls Nymphen küssen lässt. Ergo dessen darf die Behauptung, dass Erfahrung auch im Zustand des Rauschs gewonnen werden könnte, nicht sofort verworfen werden. Denn auch der Rausch ist eine Fahrt, führt „hinüber“ und birgt eine Ge-fahr, so wie andere (Er-)Fährnisse auch.

Unklar ist deren Ziel. Im Unterschied zu Apoll geht es nun nicht um ein ins Auge gefasstes Ziel, sondern um die Überschreitung des „horos“. Die Transgression wird zum Ziel, das Ziel ist der Weg. Dieses völlig andere „Ge-fahre“ durchbricht Horizonte um zu ent-decken bzw. um zu entbergen. Es handelt sich nicht länger um einen Punkt am Horizont, sondern um dessen dialektische Ergänzung, die Gesamtheit. Denn dort im Jenseitigen kann es „entrisch“<sup>13</sup> werden, was bedeutet, dass man dann einer anderen Zeit bzw. ein anderen Welt angehört.

Ich fasse das Bisherige zusammen: Erfahrung soll zu allgemeingültigen Wissen werden. Allgemeinheit verkörpert sich in einer Gemeinschaft. Gemeinsame Erfahrung benötigt aufgrund dieser „Gemeinheit“ keine Akkreditierung, sie wird bereits geteilt. Sie wird kollektiv erfahren und braucht nicht länger mitgeteilt zu werden.

Unter den Voraussetzungen einer individualisierten Gesellschaft hingegen soll individuelle Erfahrung in Wissen transformiert werden, das gleiche Geltung für alle beanspruchen kann. Denn geteiltes Wissen ist eine notwendige Voraussetzung für erfolgreiches, gemeinsames Handeln und für Arbeitsteilung (E. Durkheim, 1892).

Obige Definition von Erkenntnis war Beschreibung eines Akkreditierungsprozesses. Es handelt sich also um Pro-duktion von sozial geteiltem Wissens und nicht um sozial geteilte Erfahrung. Weil diese fehlt, bleiben alle Bemühungen Apolls und seiner Musen kalt. Sie be-rühren nicht und be-greifen nicht, sie erzeugen stattdessen Schein. Aristoteles' Be-griffe erfassen nichts, entgegen den Versprechungen ihres Namens greifen sie ins Leere. Der

---

<sup>13</sup> „unheimlich“ bzw. nicht-heimatlich.

Erfinder des Syllogismus umwirbt diese Leere, deren Existenz er folglich vehement bestreiten muss.

„Erfahrung“ meint eine erworbene Fähigkeit zur sicheren Orientierung. Sie „beruht auf dem Vertraut-sein mit bestimmten, sich wiederholenden Handlungs- und Sachzusammenhängen ohne Rekurs auf ein hiervon unabhängiges theoretisches Wissen. In dieser Form tritt es zum ersten Mal bei Aristoteles auf.“ schreibt J.B. Mittelstraß (1995, I, S.569).

Doch dieses erstmalige Verständnis des traumwandelnden Peripatetikers ist – wie nicht anders zu erwarten wäre – bereits theoretisch und wurde nicht länger kollektiv geteilt, sondern von ihm verordnet. Notwendigerweise muss daher erst einmal mit-geteilt bzw. gelehrt werden.

Persönliche Erfahrung soll, ja muss in ein für Unerfahrene allgemeingültiges Wissen d.h. Erkenntnis umgewandelt werden. Dazu wird die kommunikative (Ent-)Äußerung in Form eines Ausdrucks oder Aussage benötigt. Erst nach einer derartigen „Ent-Äußerung“ kann Erfahrung im Anschluss daran, in einem Diskurs „be-gründete Erkenntnis“ werden. Die Begründung kann eine „Erklärung“ sein. Durch Erklärung kann auch einzelne Erfahrung zu einer Erkenntnis mutieren. Dieses Vorgehen wurde in den Schulen von Athen exemplarisch vorexerziert. Der Vorgang stellt allerdings nur eine von mehreren Möglichkeiten dar. Andere Arten des Ausdrucks werden weiter unten noch gesondert angesprochen.

Nach dem bisher Gesagten wird zum Ausdruck gebrachtes „geklärtes Wissen“ zu Erkenntnis. Dieses Wissen wurde mithilfe von Ausgrenzung d.h. Abstraktion geschaffen. Das entspricht einer, nämlich der apollinischen Vorgehensweise, die aus individueller Erfahrung durch Reduktion auf Maß und Ziel allgemeine Erkenntnis schafft. Solche Erkenntnis ist notwendigerweise ziel- oder zweckorientiert und spielt methodisch kalkulierend, rechenhaft und rational mit kleinen Rechensteinchen, also Zahlen.

### Vernichtung des Individuums

Das Herstellen von Erkenntnis kann auch andere Wege beschreiten als nur jenen des Erklärens. Es kann u.a. der Versuch unternommen werden jene geteilte Erfahrung zu ermöglichen, wie sie oben bereits angesprochen wurde.

Auf diesem Pfad wird die Herstellung geteilter, gemeinsamer Erfahrung aufgrund von Gemeinsamkeit angestrebt, die keiner weiteren (Ent-)Äußerung mehr bedarf. Diese Art von Erfahrung könnte auch als kollektive „Erleuchtung“ beschrieben werden. In solchen Fällen agiert Dionysos als Fackelträger und nicht der Meister des Bogenschießens. Dionysos schleudert sein erleuchtendes Licht, ähnlich wie Zeus seinen Blitz, unerwartet in eine bislang finstere Nacht. Es handelt sich um eine Art von Brandstiftung. Sie wird im oder durch Rausch erzeugt, erfasst ein Kollektiv und bedient sich nicht nur solcher Mittel wie des Weins oder der Beeren des Lorbeerstrauchs.<sup>14</sup> Solcherart geteilte Erfahrung allein führt aber nicht notwendig zu Erkenntnis.

Um derartige Erfahrungen auch jenseits eines beteiligten Kollektivs zu vermitteln, versuchen sich auch deren Vertreter der Sprache zu bemächtigen, der pathetischen Rede, der

---

<sup>14</sup> In unserer Zeit dient manchmal ein rundes Leder vergleichbaren Zwecken.

ergreifenden Poesie oder der mitreißenden Dramaturgie, wie dies Euripides in Athen praktizierte. Er und seine Zeitgenossen zielten ähnlich wie Apoll auf Identifikation der Zuhörer mit den oder dem Anderen – vorzugsweise dem „Helden“ einer Geschichte. Bezweckt wurde ein gesteuertes und geregeltes Durchbrechen jener oben genannten Grenze anstelle ihres Errichtens. F. Nietzsche bezeichnete diesen Vorgang als „Vernichtung des Individuums“. Dahinter stehen Zwecke, die das Auflösen individueller Grenzen nahelegen. Um diese Situation anschaulich zu machen reicht als Beispiel ein Wort, es heißt: Krieg!

Auch so kann man „begründete Erkenntnisse“ schaffen. Diese Art von Erkenntnis beruht nicht auf jenem ausschließenden „Erklären“, sondern auf „Verstehen“. Sie resultiert aus umfassendem „Be-greifen“, auf „Führung“, Mit-führung. Diesen Vorgang zu ermöglichen, war auch die zentrale Forderung von Aristoteles an die Tragödiendichter. Sie umzusetzen gelang allerdings kaum.

Das „Zusammenwerfen“ von Erfahrungen einer Mehrzahl von Menschen sollte nämlich im apollinischen Theater nicht länger in der tradierten, dionysischen Form stattfinden. Eine Aufführung im Theater wurde zwar darauf angelegt vereinzelt Individuen anzusprechen und sie in einem Anwesenmodus des „dabei-seins“ zu halten. Doch das „Dabei-sein“ selbst blieb bloßer Schein.

Wir würden denselben Zustand heute als „virtuelle Gegenwart“ bezeichnen. Daran Teilnehmende sollen zwar „an-wesen“, zugleich aber abwesend vom Geschehen bleiben. U. Beck (1986) bezeichnete diesen Zustand als „räumlich-soziale Doppelsexistenz“, man „ist zugleich hier und ganz woanders“<sup>15</sup>.

## Ekstase

Unserer Denkweise gemäß unterscheiden wir Zuschauer und Schauspieler. Ursprünglich gab es jedoch diese Differenz nicht, weil alle Anwesenden stets ins „Spiel“ einbezogen waren. Sie waren einbezogen indem und nachdem sie aus sich „heraustraten“, ein Schritt, den das griechische Wort „Ekstase“<sup>16</sup> beschreibt. Die individuelle Abgrenzung wurde dadurch durchbrochen, der Kult des Individuums, so er überhaupt schon existierte, beendet. In dieser neuen Situation waren sämtliche Anwesende weder Zuschauer noch Darsteller, sondern Teilhaber am dionysischen Fest, auf dem zu Ehren des Gottes musiziert und orgiastisch getanzt wurde<sup>17</sup>.

Die Dithyramben, poetische Gesänge zu Ehren der Gottheit, wurden anfänglich von Chören vorgetragen, an denen alle teilnahmen. Im Rahmen tagelanger Feiern wurden die Riten zelebriert und zu ekstatischen Gemeinschaftserlebnissen, bei denen unter dem Einfluss von Wein und anderen Rauschmitteln die Grenzen der persönlichen Erfahrung durchbrochen wurden und zu kollektiven Erlebnissen verhalfen.

Unter solchen Umständen erübrigte sich jegliche sprachliche Entäußerung Einzelner. Stattdessen wurden die individuellen Dämme und Abschottungen durchbrochen und

---

<sup>15</sup> Beck U. (1986), S. 213.

<sup>16</sup> ἐξίστημι: heraustreten, sich verändern, außer sich geraten.

<sup>17</sup> E. Durkheim (1912) beschreibt etwa analoge Verhaltensweisen bei den Trauerfeierlichkeiten der australischen Aborigines.



„Solidarität“<sup>18</sup> begründet, die das Erlebnis eines Ganzen - ein wichtiger Begriff im griechischen Denken - und möglicher Wiedergeburt evozierte.

Erst später wurden zu solchen Feiern auch Vertreter, Abgesandte verbündeter Poleis eingeladen, die Gaben zu Ehren des Gottes brachten, aber nicht selbst am Dithyrambus teilnahmen, sondern Zuschauer blieben. Die ursprüngliche, kollektive Ganzheit wurde dadurch erstmalig aufgebrochen. Theater und Drama entstanden schließlich aus diesen Gegebenheiten.

Trotzdem wurde in der Tragödie noch immer ein Durchbrechen der persönlichen Abgrenzungen angestrebt, eben weil es solidarisiert. Man hoffte über Pathos und mithilfe anderer Techniken Katharsis<sup>19</sup>, das rauschhafte dionysische Gefühl einer Gemeinschaft erneut erzeugen zu können. Wie F. Nietzsche aber unter Verweis auf den attischen Dichter Euripides behauptet, waren diese Bemühungen nie besonders erfolgreich. Die Trennung von Zuschauer und Darsteller hinterließ bei den vom unmittelbaren Geschehen abwesend gaffenden<sup>20</sup> Anwesenden vielmehr ein schales Gefühl des Unbefriedigt-seins.

Jene ursprünglich kollektiven Verschmelzungen schwanden mit dem Anwachsen der Städte mehr und mehr und wichen einer zunehmenden und unvermeidbaren Entfremdung. Die Rituale wurden abstrakter, apollinischer, geregelter und inszenierter. Denn Rationalität und Abstraktion sind, wie K. Mannheim (1929/1936) schon vor langem feststellte, das unvermeidbare Ergebnis wachsender Komplexität in den menschlichen Beziehungen.

Mit diesen Anmerkungen wurde der bedeutende Unterschied zwischen Apoll, den F. Nietzsche als „principium individuationis“<sup>21</sup> bezeichnet, und Dionysos an- und zusammengefasst. Zugleich fand sich damit auch eine soziologisch-kulturanthropologische Begründung für die historisch erwiesene Anciennität von Dionysos<sup>22</sup>.

Heureka!

Auch Apoll verteilt anscheinend erleuchtende Erfahrung, etwa im Erleben eines „Heureka!“. Doch ist es wirklich Apoll, der diese Erfahrung verteilt?

Zunächst möchte man auf den ersten Blick meinen, dass diese Art von Erfahrung nur selten und nur einer kleinen Schar von Auserwählten zuteilwird: etwa Saulus, der zum Paulus transmutierte, oder anderen Propheten, egal welcher Religion. Doch nicht nur religiösen

---

<sup>18</sup> Solidarität leitet sich von „solidus“, „solide, ganz, vollständig“ her.

<sup>19</sup> καθαρισμός: Ausgleichung, Abreaktion, Entladung. Ist eine Ableitung von καθαρός (katharmos): Reinigung, Sühne

<sup>20</sup> Ich merke an, dass „gaffen“ ursprünglich soviel wie „gähnen“ bedeutete.

<sup>21</sup> Wenn Apoll die Deifizierung dieses „Prinzips“ ist, dann kann es kein ewiges Prinzip sein, weil Apoll so wie alle Olympier, geboren wurde. Sie alle hatten einen mythologischen Anfang. Daher ist meine Auslegung des Wortes „principium“ als „Beginn“ statt als „Prinzip“ gerechtfertigt. Ich interpretiere daher diese Bezeichnung als „Beginn der Individualisierung“ und nicht als „Prinzip“. F. Nietzsche hat sie von A. Schopenhauer übernommen, der „Prinzip“ in tradierter platonischer Sichtweise versteht. Das heißt, dass er damit die durch Zeit und Raum bedingte Unmöglichkeit des Erscheinens der „Ideen“ in ihrer Vollkommenheit meint. Sie bleiben für ihn „verschleiert“, weil sie sich durch den permanenten Wandel ihres individuellen, zeitlichen Auftretens nur erahnen lassen. Einen Zeitpunkt davor, gibt es im Schopenhauer'schen Denken daher nicht.

<sup>22</sup> Diese Anciennität wird detailreich von J. Harrison (1911) belegt, die Dionysos sogar als „Kouros“, als neu-initiiertes Mitglied eines Männerbundes, also einer solidarischen Gemeinschaft bezeichnet.

Mystikern von der Art einer Hildegard von Bingen oder Franziskus von Assissi, werden solche Gnaden zuteil. Es waren und sind auch nicht nur Poeten oder andere Kunstschaffende, wie etwa Max Ernst, P.Gauguin, A.Rimbaud, Lord Byron, F.Chopin, die diesen Vorzug genossen. Nicht unabsichtlich habe ich oben „heureka“ zur Beschreibung dieser Art von Erfahrung verwendet. Angeblich hat Archimedes, der nüchterne Mathematiker, Physiker und Ingenieur, das Prinzip des Auftriebs durch einen derartigen Erfahrungsakt erfasst und begriffen. Nicht wenige andere gepriesene Forscher berichten von ähnlichen Erlebnissen plötzlicher „Eingebung und Erleuchtung“. H.Poincaré, A.Kekule und selbst I.Newton, sie alle, und zahllose andere, erfassten viele ihrer tiefgreifenden Einsichten im Schlaf und im Traum. Die Liste ließe sich fortsetzen, doch dürften die Genannten reichen, um zu demonstrieren, dass das Unbewusste, Irrationale eine bedeutende Erkenntnisquelle ist, deren größte Schwierigkeit nicht im Erfahren, sondern im Vermitteln solcher Erfahrungen an andere liegt. Denn gerade derartige Einsichten wollen „begründet“ werden, wenn sie soziale Akzeptanz erlangen und zu Erkenntnissen erhoben werden wollen.

Ein Prozess analog einer „Heiligsprechung“ macht aus Erfahrung erst Erkenntnisse.

Rausch und Traum lassen sich aber nicht begründen. Sie führen, so mag man meinen, ein lästig selbstständiges Eigenleben, quellen aus dem Dunkel des Untergrunds, der nicht Apolls, sondern das Terrain von Dionysos ist. Diese ursprünglichen Erfahrungen drängen meist in Bildern und wirren Reden und Gestammel zu jenem Grund empor, wo dann die Musen des Apoll Küsse spenden.

Doch kann sich Dionysos ohne deren Zauber überhaupt verständlich machen? Tanz und Musik sind zwar Ausdrucksweisen, die beiden Göttern naheliegen. Apolls Musen pflegen sie, so wie auch die aus Zwitterwesen bestehende Gefolgschaft des zweimal geborenen Gottes. Ihre Melodien sind grundverschieden und auch ihr Tanz folgt unterschiedlichen Regeln, wenn bei solchen Dionysien überhaupt von Regeln gesprochen werden kann.

Es ist nicht übertrieben zu sagen, die Gefolgschaft des Dionysos besteht aus Grenzgängern und Trickstern. Sie sind zugleich Künstler zweier oder mehrerer Ausdrucksformen, sprechen Wahres und Lügen zugleich und verfügen über mehrere, sehr verschiedene Sprachen.

Was sich in einer Sprache nicht sagen lässt, zeigen sie; sie kommunizieren durch Symbole, die anders als Erklärungen stets mehrdeutig sind und das auch sein sollen. Absichtsvoll sollen sie viel-deutig bleiben, weil sie vieles übermitteln und vermitteln wollen. Sie wollen eben genau jene frisch zusammengeworfene Ganzheit fassen, erfassen, begreifen und verstehen lassen. Außerdem sollen sie auch durch solch weitläufige Rede festigende Bande zwischen den beteiligten Menschen schaffen und entstehen lassen.

„Symbolon“ (συμβολον: Vertrag, Zeichen, Zusammentreffen) ist das dazugehörige griechische Wort und bedeutet eigentlich „Zusammengeworfenes“. Ein Symbol vereint Getrenntes und Widersprüchliches. Es abstrahiert nicht wie so wie Apolls Definitionen, sondern „re-duziert“ d.h. es führt zurück auf oder in das zerstückelte Ganze<sup>23</sup>, das durch Abstraktion und Analyse ausgesondert wurde. Symbole vereinen und fügen neu, was die

---

<sup>23</sup> F. Nietzsche meint, dass das Apollinische die Welt in scheinhaften Ausdeutungen verdoppelt und abbildet, wogegen das Dionysische den Untergrund weg reißt und eine Art Verschmelzung mit dem Einen, dem Urgrund des Seins darstellt. Jene Zerstückelung ist im Übrigen ein Thema, das schon im ägyptischen Osirismythos eine zentrale Rolle spielte.

Klärungen Apolls (ab)trennten. Ein Symbol „re-generiert“ eine kollektive Erfahrung, lässt sie zur Wiedergeburt zu. So wie sich dies für den zweimal geborenen Gott geziemt.

Jenes „Zusammengeworfene“ vereint unterschiedlichste, gegensätzliche Aspekte. Es nutzt die Methode der Synthese, umfasst und erfasst, was es zu begreifen gilt und versteht deshalb, weil damit die Grenzzäune, horoi, jedes Begriffs niedergerissen werden.

Geht aber mit der Grenze nicht auch das Ziel, telos, verloren (s.o.)?.

Verstehen vollzieht sich wesentlich d.h. im Wesen durch ein "Hineinversetzen, Nachbilden, Nacherleben" und strebt quasi jene Wieder-(her)holung und den Nachvollzug von ursprünglichen Erfahrungen eines sich (ent-)äußernden Dritten an (W. Dilthey).

Verstehen ist augenscheinlich im angestammten Tätigkeitsbereich des wiedergeborenen Gottes zu verorten. Es ist kein Mit-teilen, sondern ein Teil-haben. „Das Dionysische entfernt sich vom Subjektiven, vom Individuum und ist die Versöhnung der Natur mit dem Menschen, die rauschhafte Übersteigerung des Individuums, Weltverschmelzung. Hier ist der Mensch nicht mehr Künstler, sondern selbst Kunstwerk.“ schreibt F. Nietzsche.

Trotz allem gilt: Erfahrung widerfährt. Die Erfahrungen des „Heureka“ sind individuell, sie müssen daher sozialisiert werden, sollen sie zu Erkenntnissen werden. Samt und sonders werden sie einem Prinzip der Ordnung unterworfen, das zunächst Apolls Sprache anbietet. Die apollinische Ordnung ist jedoch steril. Sie erzeugt nur Schein, verbale Zeichenwelten, virtuelle Welten und Utopien, die in Vorführungen und Darbietungen pro-duziert, vorgeführt werden. Theater ist keine gelebte Wirklichkeit, sondern Schein.

## Der Mensch, ein Kunstwerk

Das Kunstwerk „Mensch“, von dem Nietzsche spricht, ist Botschafter und Ausdruck zugleich. Kann jedoch die Botschaft auch verstanden werden?

Wenn Pythia im, von Apoll okkupierten Tempel der Muttergöttin Gea, zu Delphi Botschafterin wird, so spricht sie wirr. Sie gibt wieder, was ihr der Untergrund gab. Und das ist die Beute der schnüffelnden Hunde der Nacht. Um im Licht des Tagesgottes bestehen zu können, hat der klärende Gott eine zusätzliche Schar von geweihten Grenzgängern berufen, die jene, oben angesprochene Ordnung in die widerfahrenen Erfahrungen der Träumer und Seher bringen sollen.

In der Antike bezeichnete man diese Grenzgänger als „Brückenbauer“, „pontifices“. Sie waren geweiht<sup>24</sup> und sie waren jene, die die vereinzelt Erfahrungen der Träumer aus der Ekstase, dem Außenraum, zurück in die Grenzen des Horizonts, der horoi holten und in Erkenntnisse transformierten. Im heutigen Zeitalter der Naturver- und entehrung übernahmen gleichfalls Geweihte diese Aufgabe, nur werden sie heute „Scientes“, Wissende, bezeichnet, zu Deutsch: Wissenschaftler. Sie sind Wissende, doch deshalb noch lange nicht „sapientes“, weise.

Manchen Träumern gelingt es Weissager und Pontifex zugleich zu sein. Doch auch ihnen werden die trotz allem nötigen rekursiven Grenzüberschreitungen nicht leicht gemacht. Sogar diese „Newtons“ unserer Epoche, sind der sanktionierenden Macht der geweihten Interpreten ausgesetzt. Ohne deren sakrale Sanktionierung haben selbst diese Träger einer neuen Botschaft aus dem Urgrund keine Chance akzeptiert zu werden. Im Gegenteil, die

---

<sup>24</sup> Das wird mit „sanctus“ bezeichnet, siehe dazu: Schmutzer M. (2011)

Wahrscheinlichkeit, dass sie vertrieben oder irgendwie sonst „per definitionem“ ausgegrenzt werden, ist groß.

### Drei Kulturen

Nietzsche spricht gelegentlich auch von drei Kulturen, die auf unterschiedliche Weise jene Illusionen erzeugen, die nötig sind, um die Geschöpfe im Leben festzuhalten. Er betrachtet sie als Mischformen von drei grundlegenden Ansätzen. Den zwei bereits besprochenen, dionysischen und apollinischen, fügt er als dritte den von ihm so bezeichneten „sokratischen“ hinzu. Dieser ist weder dionysisch noch apollinisch. „Sokratisch“ wird er nach jenem „Obersophisten“<sup>25</sup> der Blütezeit Athens genannt, den Platon zu Herold einer, nämlich seiner Denkweise stilisierte.

Charakterisiert ist diese „sokratische“ Kultur durch ihre gelehrte Theorielastigkeit und einen naiven Optimismus, der meint, dass Erkenntnis allein den Schlüssel zur Lösung aller Rätsel bereithält. Der Wissende allein sei, wie es Sokrates in den Mund gelegt wurde, zugleich auch derjenige, der moralisch handeln würde, weil ihn sein Wissen unfähig mache, etwas anderes zu wollen. Diese Identifikation von Wollen und Wissen ist allerdings wesentlicher Bestandteil einer Illusion, das wurde schon in der Antike erkannt.

Doch gerade die Herstellung von Illusionen sei, so meint der deutsche Altphilologe, eine Lebensnotwendigkeit und Voraussetzung für die Schaffung von sozialer Ordnung. Die Schaffung solcher sozialer Harmonien war das zentrale Anliegen beider, des Theaters und der sokratischen Theorie. Ihre Illusion beteuert u.a., dass Grenzüberschreitung ohne Grenzübertretung möglich sei. Sie behauptet und hofft, dass eine „Vorstellung“ reiche um Solidarität zu generieren. Die in dieser Praxis ausgeübte Methode besteht in der Verdoppelung der Welt im Schein. Diese Methode hat sich schon Apoll und nicht erst der platonische Sokrates ausgedacht.

Ihre Präsentationsweisen unterscheiden sich allerdings. Platons Sokrates verzichtet auf jene im Theater geübte Vergegenständlichung. Er abstrahiert vom Mythos indem er ihn durch Logos, das reine Wort ersetzt. Das mag u.a. ein Grund dafür gewesen sein, dass ihn Aristophanes, wie bereits gesagt, zum „Obersophisten“ beförderte.

Aus einer mehr historisch geleiteten Sicht, lässt sich jedoch der Ansatz von Friedrich Nietzsche auch so verstehen: Anfänglich stellte ein Kult die Mittel zur Schaffung funktionsfähiger Solidargemeinschaften zur Verfügung. Er bediente sich rauschhafter Initiationsriten. Nachdem diese nach Einsetzen des „principii individuationis“, des Beginns umfassender Individualisierung an Bedeutung verloren, entstand als erste Mischform die Tragödie unter dem Banner Apolls, in der Diktion Nietzsches die „dorisch-hellenische Kultur“. Der folgte aufgrund der Unzulänglichkeit dieses Instruments die sogenannte „sokratische Wende“. Vom Theater wurde dabei gänzlich abstrahiert, sein Anliegen kleidete sich nun in Form einer „Theoria“. Generalisierend lässt sich diese Entwicklung als Rückzug ritueller Praktiken zur Selbsterfahrung deuten u.zw. hin zu einer neuen Praxis der Konfrontation mit dem „Wort“, griechisch „logos“, d.h. mit Texten. Den Schritt zum Text weigerte sich Sokrates allerdings noch zu setzen. Das unternahm erst sein Schüler Platon, wenn auch keineswegs als Erster. Schriften hinterließen ja bereits auch frühere Philosophen von Hesiod, Anaximander oder Heraklit an.

---

<sup>25</sup> Diese Titulierung prägte Aristophanes noch zu Lebzeiten Sokrates’.

Eine äußerst wirkungsmächtige Variante dieses Vorgangs stellt allerdings der aristotelische Syllogismus und die Ursachenhierarchie desselben Meisters dar. In unserer heutigen Terminologie ließe sich dieser theorielastige Vorgang vermutlich auch als „Algorithmisierung“ bezeichnen, auch wenn offiziell Algorithmen erst von den Arabern erfunden wurden. Grundgedanke war dabei eine strikte Regelgebundenheit. Mit Bezug zum Theater ließe sich jedoch der Vorgang in unserer heutigen Redeweise mit „Drehbuch“ oder „Skript“ trefflich beschreiben.

## Die alexandrinische Kultur

Nietzsche bezeichnet die, aus diesem Übergang entstandene neue Kultur als „alexandrinisch“. Anlass zu dieser Bezeichnung war, dass sich nach den Eroberungszügen Alexanders d.Gr. die Pflege dieser „neuen“ Kultur im ägyptischen Alexandrien konzentrierte. Welche Charakteristika bestimmen nun diese Kultur?

F. Nietzsches Angaben dazu sind leider nicht sehr ausführlich, sodass es nötig erscheint die Lücken selbst zu füllen. Diese neue Kultur ist offenbar nicht in Alexandrien selbst erst entstanden, sondern vorrangig in Athen. Doch aufgrund der politischen Entwicklungen fand sie ihre Vervollkommnung dort. Sie sollte aber als Mischung aus apollinischer und sokratischer Überlieferung verstanden werden.

Zunächst sei nochmals daran erinnert, dass Nietzsche Sokrates und Euripides als Totengräber der griechischen Tragödie verstand. Wie konnten die Beiden das bewerkstelligen? Sie setzten sich kritisch mit dem Gemisch aus dionysischer und apollinischer Tradition auseinander, wie sie sich besonders in der griechischen Tragödie von Aischylos bis Sophokles präsentiert. Euripides hinterfragt jene „verlogene“ Ekstase, wie sie noch im katharsischen Erleben angestrebt und selbst noch von Aristoteles propagiert wurde. Sokrates meinte hingegen, dass Solidarität und politische Harmonie aufgrund einer neuen Ethik, die durch Erkenntnis erworben werden könne, möglich wäre. Daraus folgerte er, dass die solidarisierende Katharsis im Theater überflüssig und die Tragödie entbehrlich sei.<sup>26</sup> Das, was an dessen Stelle treten müsse, sei Erkenntnis der Wahrheit und das bedeute, Erkenntnis seiner selbst. Die platonischen Dialoge, in denen Sokrates wortführend seine wiederkehrende Frage „Was ist ... Wahrheit, Frömmigkeit, das Gute“ etc. stellt, verunsicherten vielleicht, Antworten und Selbsterkenntnis offerierten sie allerdings nicht.

Folglich propagierte Platon in seiner „Politeia“ im Namen Sokrates ein Erziehungssystem, um damit die Polis solidarisch bzw. beherrschbar zu machen. Dieses System war autoritär und regelgeleitet. Es blieb abstrakt und theoretisierend, frei von Ekstase, traditionelle Solidarisierung im dionysischen Fest sollte entbehrlich gemacht werden. Man darf argwöhnen, dass einem Anhänger der aristokratischen Gegenpartei eine derartige Solidarisierung der breiten Masse auch nicht erstrebenswert schien. Platon bevorzugte stattdessen den Einsatz von Polizeigewalt, deren Verwalter er als „Wächter“ bezeichnete.

Die Methode findet eine originelle Weiterentwicklung in Alexandrien, das seit seiner Gründung nicht länger eine Polis war, sondern ein autoritärer, hierarchisch organisierter Staat.

---

<sup>26</sup> Aus diesem Grund soll angeblich Sokrates den Besuch von Theateraufführungen gemieden haben. Einzige Ausnahme bildeten die neuesten Dramen von Euripides.

Es lohnt sich folglich Merkmale dieser alexandrinischen Kultur herauszuarbeiten: Alexandrien wird vor allem für zwei soziale Innovationen gerühmt. Die eine ist das Museon, ein Musentempel. Tatsächlich war es u.a. auch ein Tempel, wo die Musen verehrt wurden. Ihre Verehrung manifestierte sich allerdings nicht überwiegend in sakralen Ritualen, sondern in einer Sammlung von hunderttausenden, gelehrten Schriften und von Dutzenden von Philosophen und Gelehrten, die überwiegend aus der „Schule von Athen“<sup>27</sup> kamen, dort lehrten und disputierten. Nachhaltigsten Eindruck hat Euklid hinterlassen, der in seinem Lehrbuch „Stoichea“<sup>28</sup> die aristotelische Beweistheorie systematisch auf die Geometrie anwendete.

Die zweite Innovation hat ebenfalls mit Athen zu tun, u.zw. mit dem bereits mehrfach genannten Dramaturgen Euripides. Dieser befand sich zu Lebzeiten in einer andauernden Auseinandersetzung mit seinem Erzrivalen Sophokles. Sie standen, was vermutlich nicht unwichtig ist, in gegensätzlichen politischen Lagern. War der eine Aristokrat, so war der andere Anhänger der Perikle'schen Demokratie. Schon allein deshalb vertraten sie gegensätzliche Positionen und trugen diese Differenzen über ihre jeweiligen Dramen in der Öffentlichkeit aus.

Unter ihrer jeweiligen Regie veränderte sich das griechische Theater nachhaltig. Wesentliches Detail dieser Entwicklungen ist für uns, dass beide mithilfe technischer Innovationen das Geschehen auf der Bühne prägten. Sophokles führte Kulissen ein, Euripides erfand hingegen den „Deus ex Machina“. Dieser Maschinen-Gott schwebte nun in Person von oben, mithilfe eines nicht sichtbaren Krans, auf die Bühne und griff unerwartet in das dortige Geschehen ein.

Beide Inventionen prägten das Theatergeschehen nachhaltig. Doch sind sie auch Ausdruck einer wesentlichen Veränderung des Denkens und tradierten Einstellungen? Die Tatsache, dass Götter als Schauspieler auf öffentlichen Bühnen auftraten, war nicht völlig neu. Schon Aischylos bringt Apollo, Athena oder die Erinnyen auf die Bühne. Doch die Steigerung des Scheinbaren, das durch die schwebende Herabkunft erreicht wurde, intensivierte die Illusion ins bislang Unerfahrene. Euripides kreierte damit neue Erfahrungen, doch sie beruhten samt und sonders auf Schein allein. Die Götter flogen nicht. Die intendierten Erfahrungen widerfuhren niemand.

Nietzsche meint, dass mit derartigen Mitteln die griechische Tragödie bestattet wurde. Das mag durchaus so sein, doch sie fand ihre Fortsetzung in neuer Weise, nämlich in den mechanischen Theatern, die durch Wasserkraft getrieben, die Illusionen zum alltäglichen Erlebnis machten. Ähnliches kennen wir auch, wenn auch in viel umfassenderem Maßstab, als Produkte unserer Illusionsindustrien im Fernsehen, im Kino und den weit verbreiteten Internetspielen. Zugegeben waren die Illusionen der Antike nicht in derselben Weise allgegenwärtig. Doch das Leben der Griechen spielte sich andererseits vor allem auf öffentlichen Plätzen ab und weniger in einem abgeschotteten, trauten Heim wie in unserer Zeit.

---

<sup>27</sup> Tatsächlich handelte es sich um mehrere Schulen, doch der von Raffael gewählte Titel für sein monumentales Fresko im Vatikan, erlaubt diese vereinfachende Zusammenfassung.

<sup>28</sup> Meistens wird der Titel mit „Die Elemente“ übersetzt. Mir scheint dies allzu einengend. Daher bevorzuge ich die Originalbezeichnung.

Folglich waren etwa der „Turm der Winde“<sup>29</sup> auf der Agora in Athen und die von pneumatischen Maschinen inszenierten Rituale in den Tempeln von Alexandrien gegenwärtig genug, um das Denken der Bevölkerung nachhaltig zu prägen. Dieses Denken war bereits überwiegend individualistisch, so wie dies die späteren Philosophien eines Epikur oder Zenon hinlänglich verdeutlichen. Doch bald wurde dieses Denken zusätzlich hierarchisiert, so wie Aristoteles dies mit seiner Kausalitätsvorstellung unmissverständlich vorexerzierte.

Häufig wird den Griechen der Vorwurf gemacht, dass sie ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse nicht in angemessener Weise genutzt hätten. Damit ist die neuzeitliche Vorstellung verbunden, dass sie ihre Technologien, die komplex und beeindruckend waren, nicht dazu verwendet hätten das zu schaffen, was wir heute mit „technischer Fortschritt“ benennen. Im Gegensatz zu unserem Verständnis hätten sie ihre intellektuellen Kapazitäten nur in „nutzlosen“ Spielerein verzettelt, wie eben in verspielten Automaten.

Würden manche dieser „Ingenieure“ wie Ktesibios, Heron oder Archimedes in unsere Welt versetzt, so würden sie manche unserer Apparate zweifellos erstaunen. Doch sofortiges Verständnis hätten sie für das, was unsere Zeit in Atem hält: Computerspiele, Fernsehgeräte, Internet, Roboter u.ä. Sie erfüllen nämlich dieselben sozialen Aufgaben wie die Automaten der Hellenen. Sie sind „Sozialersatz“. Solcher war nötig, denn die Gemeinschaft der Polis schwand, war in der Zeit der Diadochen bereits verschwunden und mit ihr auch die Notwendigkeit und Praktikabilität ekstatischen Erlebens. Tatsächlich zog sich dieses aus der Öffentlichkeit in kleinere Zirkel zurück, wo es weiterhin nun im Geheimen praktiziert wurde.

Ihre Automaten versuchten nun, so wie unsere virtuellen Welten auf den Bildschirmen, mit Scheinwelten einer breiten Öffentlichkeit die Welt der Geheimbünde anschaulich zu machen. Doch Anschauung allein reicht nicht. So wenig nämlich wie die antiken Automaten dies vermochten, so vermögen unsere „fortgeschrittenen“ Pseudowelten das zu erreichen, was ihr tieferer Sinn und Zweck ist: Solidarität generieren. Die Maschine langweilt mit ihren Algorithmen und bewirkt letztlich das gleiche wie Euripides' „deus ex machina“, die gähnende Abkehr vom Theater und dafür Hinwendung zur Mystik, zur Phantasie und Utopie.

Eine Maschine macht zwar Manches anschaulich, doch wird sie in ihrer regelhaften Wiederkehr schnell unansehnlich. Sie fördert zwar Klärung durch Vernehmen mittels Vernunft, doch sie schafft nicht das Verstehen des Verstands. Vergegenständlichung in Gegenständen behindert vielmehr den Verstand, weil dadurch Teilhabe und Beistand noch mehr untergraben wird als dies durch die Trennung von Zuschauer und Darsteller bereits geschehen ist. Die räumliche Trennung im Theater wurde vielmehr verabsolutiert und zur absoluten Entfremdung zwischen Objekt und Subjekt erhöht. Das eingeläutete Ende jeder Solidarität zwischen Menschen wurde durch ein Dazwischenstellen, das Her- und Hinstellen von Dingen besiegelt.

Daraus ergab oder vertiefte sich jener basale Mangel an Verstehen von Anderen, sodass Durchbrechen dieser neuen Grenzen nur mehr durch Übersteigerung in der Verdinglichung des Subjekts selbst möglich wird. Darin zeigt sich u.a. das wahre Gesicht jenes heute anvisierten Internet der Dinge: ultimative Verdinglichung der Menschen im Cyborg bzw. die

---

<sup>29</sup> Das war eine riesige Wasseruhr, wo weniger die Stunden als vielmehr die Qualitäten der Zeit dargestellt wurden, indem wie in einem mechanischen Theater unterschiedliche Götterfiguren erschienen.

Vollendung des, bezeichnender Weise im französischen Absolutismus erträumten, „L' Homme Machine“.

Dem wiederkehrenden nicht behobenen Mangel wird hingegen heute so wie damals durch Gründung von „Geheimen Gesellschaften“ begegnet, die sich nicht nur im Umfeld von gewissen Moscheen oder Fußballclubs formieren. Gefördert wird damit nur das weitere Auseinandertriften jedes ursprünglichen Ganzen.

## Die Bedeutung von Grenzen

Solidarisierende, kollektive Grenzüberschreitungen scheinen unersetzbar. Doch: Grenzen existieren nicht von selbst, sie werden durch Setzen einer Marke, eines Zeichens gemacht, das bedeutet. Dieses Mal deutet darauf hin, dass etwas endet und etwas anderes beginnt. Des Weiteren signalisiert es vor allem „Gefahr“!

Merkur und Hermes waren in der Antike die Hüter dieser Marken und sie waren zugleich jene Grenzgänger, die diese Marken überschreiten konnten oder jene, die sie überschritten in das neue Gebiet geleiteten. Nicht zufällig geleitet Hermes die Verstorbenen in die Unterwelt. Nicht weniger zufällig sind beide auch die Schutzpatrone jener, die Grenzen überschreiten, wie Händler, Diebe, Boten etc..

In frühen Zeiten war Hermes selbst nichts anderes als ein Grenzstein, der ein Gebiet markierte. Deshalb sind die frühen Darstellungen dieses Gottes anfänglich nur eine Stele mit einem Kopf. Häufig waren solche Stelen auch öffentliche Repräsentanten von Verträgen und verdeutlichten so, dass man hier ein Rechtsgebiet, einen Bann<sup>30</sup> betritt oder verlässt.

## Qualitäten der Zeit

Was rechtens ist, ist jedoch nicht nur eine Frage territorialer Gliederungen. Auch Zeiten kennen ihre Regelwerke oder genauer gesagt, unterschiedliche Regeln bestimmen die Qualitäten der Zeiten.

Im antiken Rom – und nicht nur dort – gab es Zeiten ohne Regeln. Der zehnmönatige Kalender der frühen Zeit begann im März und endete im Dezember, dem, wie der Name schon andeutet, zehnten Monat. Dann endete das Jahr. Die Zeit zwischen diesem Ende eines Jahres und dem Beginn des neuen Jahres war unregelt, so sehr, dass die Monate dazwischen ursprünglich nicht einmal benannt wurden. Die Bezeichnung „Februar“ für den letzten Teil dieser Phase etwa bezeichnete nicht ein Monat, sondern eine wesentlich kürzere Abschlussphase jener zeit- und regellosen Periode. Diese Phase war eine Reinigungsperiode<sup>31</sup>, die mit Sühneopfern begangen wurde und auf die kommende, regelgeleitete „ordentliche“ Zeit vorbereiten sollte<sup>32</sup>.

---

<sup>30</sup> „Bann“ ist eine Bezeichnung für ein Gebiet, daher z.B. „Verbannung“. Es bedeutet aber auch „Aufgebot, Befehl, Verbot“.

<sup>31</sup> „Periode“ selbst bezeichnete ursprünglich einen Grenzweg oder eine Umrundung. Dies lässt die dahinterliegende Einhegung eines geschlossenen Bereichs erkennen, der heute selbst als „Periode“ bezeichnet wird, in anderen Worten das, was zwischen dem geschlossenen Rundweg liegt.

<sup>32</sup> Dieses Brauchtum spiegelt sich noch in der christlichen Fastenzeit und dem davor zelebrierten Karneval.



Doch selbst diese Zeit scheinbarer Regellosigkeit kannte gewisse Regeln. In der Zeit der Saturnalia galten zwar nicht die üblichen Regeln, die gängigen Gebräuche wurden nämlich auf den Kopf gestellt. Herren wurden zu Knechten, die Knechte zu Herren<sup>33</sup>. Was verboten war, war nun öffentlich gestattet und geregelter Recht war außer Kraft gesetzt. Unser heutiger Karneval ist nur ein blasser Abklatsch dessen, was die Saturnalien einmal waren.

Auch die bemerkenswerten 13 Tage zwischen Weihnachten und Epiphania sind anderen Regeln unterworfen als die restliche Zeit im Jahr. Ein weiterer müder Abklatsch einer derartigen regellosen Phase, wo die Welt Kopf steht, lässt sich im „geheiligten“ Urlaub entdecken, der in geballter Form die Andersartigkeit des Lebens in der „Aus-zeit“ verdeutlichen soll und häufig auch als die Zeit betrachtet wird, wo neue Gefährten gefunden werden.

Zugegeben, Urlaub wird heute nicht länger in der früher üblichen, geballten Kollektivität der Dionysien zelebriert. Doch wer sich Statistiken des Massentourismus ansieht, merkt ohne allzu große Mühe, dass auch hier der Gott des kollektiven Rausches nicht abwesend ist und manche Mittelmeerinseln oder manche Gebirgsdörfer in den Alpen haben diese regellose Zeit zu ihrer regelmäßigen Einkommensquelle transmutiert.

Diese regellose Periode im Zeitlichen entspricht den Marken und Stelen im Raum. Sie machen Sinn, denn sie markieren das Ende einer Phase und deren Ende signalisiert den Anfang einer neuen. Sie fungieren als Grenzen der Zeit.

Nun sind zeitliche Phasen nicht nur auf den Jahreszyklus beschränkt. Mindestens gleich bedeutend sind die länger dauernden Lebensphasen, die zwar heute kaum mehr markiert werden, doch ganz befreit haben wir uns davon noch nicht. Der Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenleben wird heute nicht länger durch Initiationsriten markiert. Doch die Betroffenen werden trotzdem als außerhalb der Normen lebend betrachtet. Teens sind keine Kinder aber auch keine Erwachsenen, sondern stehen an der Schwelle dazu. Ebenso wird der angeblich schönste Tag im Leben, wenn Zwei den Bund fürs Leben schließen, auch heute noch durch exzeptionelle Handlungen markiert und bedeutet den Eintritt in eine andere Phase. Der Übertritt von dieser Welt in eine mögliche, jenseitige, andere gleichfalls.

Was aber treibt die Massen dazu sich nach Jahrtausenden noch immer freiwillig solchen Ritualen zu unterwerfen? Es ist u.a. das Bedürfnis nach Orientierung, das durch die Abfolge von erkennbaren Markierungen befriedigt wird. Setzen von Grenzen schafft Marken und Ordnung und gestattet sich zu orientieren. Orientierung und Ordnung sind die Triebkräfte, doch hinter diesen individuellen Antrieben steht einmal mehr die blanke Notwendigkeit der „condition humaine“, die im aristotelischen „zoon politicon“ ihren Ausdruck fand.

## Zoon Politicon

Menschen brauchen andere Menschen für ihr Überleben mehr als sonst irgendwelche natürlichen Ressourcen. Der auf sich selbst gestellte Inselbewohner Robinson Crusoe ist die Fiktion eines Romans. Sie wurde absichtlich von D. Defoe erfunden, um jenen mythischen Helden auf der literarischen Bühne darzustellen, an dem sich das protestantische Individuum im 18. Jahrhundert orientieren sollte.

---

<sup>33</sup> Die rituellen österlichen Fußwaschungen des Papstes perpetuieren symbolisch dieses Brauchtum.

Um hingegen die Bedingungen des Überlebens in der wirklichen Welt befriedigen zu können, müssen Menschen zum Handeln (H. Arendt) und Ver-handeln fähig sein. Eine wesentliche Voraussetzung dafür ist deren Fähigkeit andere zu verstehen. Erst dies ermöglicht die „condition humaine“ mit Erfolg zu verwirklichen, in anderen Worten Solidarität zu generieren. „Solidarität“, darauf wurde schon hingewiesen, bezeichnet ein Verhalten, das für das Überleben einer „Einheit“ erforderlich ist. Gesetze allein, eine abstrakte Ethik oder ein Souverän, wie Th. Hobbes meinte, genügen nicht, um die benötigte Solidarität für gemeinsames Handeln zu schaffen. Deshalb sollte man nicht irrtümlich meinen, dass Dionysos' Künste nicht mehr bieten als nur billigen Rausch. Sie sind durchdachte Mittel zur Sicherung jener nötigen Solidarität, die durch nichts zu ersetzen ist, und die folglich als solche erkannt und in Praxis transformiert werden muss, wenn der Hobbes'sche „Krieg aller gegen alle“ unterbunden werden soll.

Dazu ist es erforderlich eine „(ge-)Samt-heit“ zu schaffen und diese gegen Widerstände von außen und innen am Leben zu erhalten. Hier lässt sich neuerlich die Bedeutung von Grenzen erkennen. Grenzen ver-einen und ver-sammeln nach innen und ver-bannen nach außen, was nicht vereinnahmt wurde.

Wo allerdings solche Grenzen gezogen werden, wird vorrangig von Ideologien bestimmt. D. Defoe, seine und die Mehrheit unserer Zeitgenossen ziehen sie entlang der eigenen Epidermis. Die alten Griechen zogen sie, wie dies Heraklit beschrieb, entlang der Stadtmauer. Die Christen des Mittelalters sprachen von der christlichen Ökumene und die Muslime vom Dar as-salam.

„Sam“ und „eins“ sind in diesem Kontext jedenfalls Schlüsselbegriffe, deren wesentlicher Sinn schon fast vergessen wurde, obwohl er stets wie der Oberton einer musikalischen Harmonie Farbe verleiht und omnipräsent mitschwingt. Dessen, meist übergangene Präsenz lässt, anders als man meinen sollte, erst die volle Bedeutung des Grundtons für die gesamte Melodie, für deren Harmonie erkennen.

## Exkurs

Ich nehme diese Zusammenhänge zum Anlass um sich mit den beiden, obigen Ausdrücken ausführlicher zu be-fassen d.h. ihren Sinn zu er-fassen.

„-sam“, Nachsilbe und Bedeutungskern vieler Worte, bringt Gleichheit<sup>34</sup> zum Ausdruck. So ist eine „Sammlung“ eine Vereinigung von Gleichem oder Gleichen. Eine Sammlung von Dingen, die nichts Gemein-sames aufweisen, ist keine Sammlung, sondern ein ungeordneter Haufen. Ebenso ist eine Versammlung ein Treffen von Gleichen, selbst dann, wenn sie unterschiedliche Meinungen haben sollten. Denn wer nicht dazugehört, wird erst gar nicht geladen. Versammlungen ver-einen und schaffen eine Ein-heit, die gelegentlich als „Ver-ein“ bezeichnet wird. Vereine haben Gemein-sam-keiten, sie verfügen über etwas, was allen, die dazu gehören, gemein ist und diese so zusammenfügt. Eine solche, meist betonte Gemeinsamkeit ist Basis der oben erwähnten Gleichheit und fungiert so als Auslöser zur gemeinsamen Ident-i-fizierung aller. „Identifizierung“ bedeutet nichts anderes als etwas

---

<sup>34</sup> „sam“ leitet sich vom gotischen „sama“ her. Seine ursprüngliche Bedeutung blieb im englischen „same“ erhalten. Im deutschen Sprachraum findet es sich noch in heute bereits unverständlichen Phrasen wie „samt und sonders“. Die Bedeutung ist etwa „umfassend alles“. Übersetzt werden könnte die Phrase mit „alle Gleichen und auch Ausgesonderten“.

„zum-selben-machen“. Auch „ver-einen“ meint Analoges, nämlich „Eins-machen“. Auf diese Weise entsteht eine „Ge-meinde“ und eine Ge-mein-schaft.

Lateinisch heißt Gemeinde „communitas“ oder „communio“. Das Wort leitet sich von „communire“<sup>35</sup> her, das „sich verschanzen“, „sich befestigen“ oder „ein Lager aufschlagen“ heißt. „Communicare“ bedeutet allgemeiner auch „etwas zusammen machen“, übertragen meint es dann sogar „teilen, mit-teilen, besprechen“. An diesem breiten Spektrum lässt sich ersehen, wie Gemein-sam-keit geschaffen wird. Man grenzt sich nach außen ab, man schafft sich gemeinsam eine „Statt“, wie M. Heidegger dies benennen würde, oder eine „Stadt“, wie es die Griechen im Sinn hatten, oder eben einen „Staat“, was für sie dasselbe war.

Diese „Statt“ entstand allerdings häufig als Ergebnis einer Fahrt voller Gefahren. Eine Fahrt trat man folglich nicht alleine an, sondern mit Ge-fährten“, mit denen man die Ge-fahren teilte, kommunizierte, sich beriet, verschanzte. Gemeinsame „Er-fahrungen“ wurde gesammelt und waren nicht nur Ergebnis der Fährnisse, die ge-mein-sam geschafft wurden, sondern schafften zugleich auch Gemeinsamkeiten und Identifikation.

Identifikation mit anderen ist Eros, weil gemeinsames Handeln, besonders unter Gefahr, mehr erzeugt, als nur Lager und Wälle. Sie schafft Zusätzliches. Das lateinische Wort dafür ist ad-ficere, dazu-machen, korrekt geschrieben „afficere“. Das Ergebnis sind „Af-fekte“, heftige Gefühle gegen die außerhalb der Wälle und gegenüber jenen innerhalb. Diese beiden Emotionen hießen „eros“ (ερως) und „eris“ (ερις). Liebe und Streit gemeinsam schaffen jene angestrebte Gemeinschaft, bringen Solidarität. Auch sie ergeben sich aus einer Grenzüberschreitung und der damit verbundenen Gefährdung durch die Rechtlosigkeit des Apeiron, der undurchdringlichen Wildnis.

## Die Kunst der Feste

Eine wesentliche Frage, die sich neu geschaffenen Gemeinschaften stellte, war jene nach den Mechanismen des Zusammenhalts, der Schaffung von „Harmonie“ in dieser Gesellschaft. Zweifellos waren dafür Gefühle zu kanalisieren, falls sie überschwappten. Strafdrohungen und Streitschlichtung sind ein nicht unwesentlicher Bestandteil solcher Mechanik. Doch hilfreicher als diese negativen Strategien erweisen sich für alle Beteiligten die positiven Anreize, die für Zusammenhalt und Kooperation sorgen.

Ist eine Gemeinschaft erst einmal geschaffen, so werden Erinnerung stiftende Symbole der Unvergänglichkeit der „Samheit“ dringend benötigt. Solche Symbolik lässt sich nicht nur über Totems und Stelen manifest machen. Denn Totems sind nur die Stigmata des Raums. Die Male der Zeit erfordern hingegen eine andersartige Beschaffenheit.

Vor langer Zeit bezeichnete man solche Marken als „Tag“<sup>36</sup>. Tage waren die Male für jene Zeiten an denen Tagungen festgesetzt waren. Diese Male markierten das Vereinen in einem „Thing“.

Ein derartiges Ereignis ist kein Alltag, sondern steht außerhalb der üblichen Ordnung. Schnell können in der Folge außergewöhnliche, doch wiederkehrende Ereignisse selbst zu Marken werden, mit deren Hilfe Zeit geschaffen wird, denn: Zeit ist kein Naturereignis. Sie muss

---

<sup>35</sup> „Munire“ heißt „Mauern errichten“. Heraklit lässt grüßen!

<sup>36</sup> In Englisch ist diese ursprüngliche Bedeutung als Marke in „tag“ nach wie vor erhalten.

geschaffen werden, um sie erfahren zu können. Zeit zu erfahren erfordert solche Marken hinter sich zu lassen.

Es wird kaum überraschen, dass außergewöhnliche Ereignisse notwendig als außerhalb gängiger Ordnung stehend begriffen werden. Tagungen setzen also Grenzen im Alltag und fordern zugleich zur Teilnahme auf. Ihre Außer-ordentlichkeit lädt ein und verlangt sogar danach eine andere Ordnung als die gängige festzulegen. Eine andere Ordnung ist meistens die Negation der vorigen, denn alles andere wäre nur Un-Ordnung, also: ohne Ordnung.

Häufig dienen Zusammenkünfte auf Tagungen ernsten Zwecken: Verhandlungen, Absprachen, Abwicklung von Rechtsfällen, deren Ergebnisse auch im Alltag Geltung einfordern. So kommt es, dass Tagungen oft damit beginnen die gängige Ordnung zu überhöhen, um deren Geltung zu betonen. Deshalb wird der jeweilige soziale Status, die Geltung der Rollen, durch Schmuck, Festkleidung oder Uniformen und ähnliche Gravität erzeugende Mittel herausgestrichen.

Doch nach dem Zeremoniell gegen Ende solcher Vereinigungen und Übereinkünfte wird die überbetonte, anfängliche Ordnung in ihr Gegenteil verwandelt. Häufig beginnt diese Umstülpung mit einem gemeinsamen Mahl, einer Kommunion. Da ein solches Mahl das Außerordentliche ebenfalls deutlich machen soll, sind auch dessen Speisen und Getränke ungewohnt, sie sind exklusiv. Spätestens an dieser Stelle tritt Dionysos auf. Wein und Gesang und vieles mehr akzentuieren den weiteren Verlauf. Die Tagung wird zum Fest. Das Fest endet im Rausch.

Ein solches Mahl setzt den Abschluss zu einer Verhandlung. Das Mahl markiert den angemessenen Zeitpunkt, wird Merkmal und erinnert dadurch zugleich an die Versprechungen der Besprechungen. Schluss-endlich wird ein Mahl selbst zum Zeitpunkt und zur Marke im Strom eines wiederkehrenden Umlaufs.

Zeitmale bestehen aus jener oben besprochenen, wiederkehrenden Regelumkehr der Praxis des Alltags. Im Fest manifestiert sich „Nicht-Alltag“ durch seine Jenseitigkeit und Entgrenzung. Feste sind seit Urzeiten jene Quelle, die kollektives Wohlbefinden spendet, ein Gefühl des Zusammengehörens und Zusammenseins schafft. Ein Fest hebt die Grenzen des Alltags auf, gestattet das Erlebnis neuer Gemeinsamkeit, vereint die Menschen innerhalb der Gemeinschaft, manchmal sogar darüber hinaus.

Weltliche Feste mit Tanz und Spiel leisten dieses Vereinen nach innen, religiöse dienen hingegen einem Zweiten, sie verweisen auf einen darüber-hinaus reichenden Verbund mit abwesenden Anwesenden, den Ahnen und Göttern jenseits der Zeit.

Feste erneuern die Gesellschaftsordnung und beschwören die Mächte des Guten. Und das Gute vereinte sich mit dem Schönen, das behauptete zumindest Platon, und damit wird er wohl das Richtige getroffen haben.

Eine Vorführung im Theater ist hingegen kein Fest. Die Teilnehmer daran bleiben teilnahmslos und missen die Ver-Innerungen, die ein Fest auszeichnen und bietet. Da Vorführungen nicht wirklich ergreifen, können sie auch nichts ver-innern und in der Folge auch nichts „aus-innern“ d.h. erinnern. Um solche Prägungen doch zu bewirken muss man (be)ein-drücken. Dazu wird Technik, ars, eingesetzt, doch mit einmaligem oder folglich nur bescheidenem Erfolg, wie das oben schon festgestellt wurde.

## Zur Rolle der Kunst im Fest<sup>37</sup>

„Das Fest – und die Kunst als dessen Hauptbestandteil – stellt das Gleichgewicht her und ist ebenso notwendig wie das Alltägliche, das es aufwiegt.“ (G. Duby, 1979, S.13)

Kunst ist eine Form von Gottesdienst, meint G. Duby. Sie dient der angesprochenen Vergemeinschaftung von Toten und Lebenden. Auch dann, wenn Götter nicht länger als die verblichenen Ahnen betrachtet werden, sind Götter stets noch Wahrer der Gemeinschaften. Der französische Soziologe E. Durkheim (1912) meinte, Gott sei die Personifizierung der Gesellschaft. Gottesdienst wäre demnach Dienst an der Gesellschaft.

Drei Funktionen habe in diesem Kontext ein Kunstwerk zu erfüllen:

- (1) Es stellt erlesenes Dekor<sup>38</sup> bereit, das das Fest aus der Alltäglichkeit heraus in die Exklusivität hebt, indem es Raum und Zeit verändert. Es ist gleichzeitig auch Opfer und Danksagung.
- (2) Als Opfer ist es Gabe und verpflichtet zu einer Gegengabe<sup>39</sup>. Gaben sind eine Form von Vertrag. Sie belegen wie ein Pfand die Pflicht sich zu vertragen. Damit werden soziale Bande zwischen Menschen und zwischen Sterblichen und Unsterblichen geschaffen.
- (3) Letztlich ist ein Kunstwerk Sinnbild, Symbol, es rettet den Augenblick des Festes in die Dauerhaftigkeit des Er-Innerns, wirkt dem Vergessen durch sein Anwesen entgegen und schafft so eine Weise des Erkennens, das H. Arendt „andenkendes Erkennen“ nennt.

Zwar ist die Weise, etwas wiederkehrend anwesend zu halten, weltlichen Festen so eigen wie religiösen, so ist sie doch für die religiösen wesentlich bedeutungsvoller als für die weltlichen. Als Ausdruck eines Bestrebens jene nicht-gegenwärtige Welt der Verstorbenen und Heiligen in Erinnerung zu halten fällt Kunst die Aufgabe zu, das Unerfahrene zu versinnlichen und scheinbar erfahrbar zu machen.

Das Fest wird dadurch zur Vorführung, zum Theater für abwesend Anwesende. Um Platons ausdrucksstarke Phrase nochmals zu bemühen: Es wird zum Schein des Scheins. Daran lässt sich erkennen, dass Kunst hier vorrangig dazu benutzt wird, um die herrschende Ordnung zu bewahren. Deshalb scheint die Bezeichnung „wahrende Kunst“ in Unterscheidung zur „wahren“ Kunst<sup>40</sup> angebracht zu sein.

Gottesdienst benötigt nicht nur einen Ort zur Versammlung. Er bedient sich offenbar vielfältiger Ausdrucksformen im visuellen, mimetischen, akustischen Bereich, die ihn alle vom Alltag abheben, zum Fest erheben sollen.

Seit Urzeiten war z.B. Musik beliebtes Instrument um Anders-Weltlichkeit herzustellen. Eine überindividuelle Gemeinschaft verwirklichte sich im Gottesdienst beispielsweise gern durch Chorgesang. Mit einer einzigen Stimme zu völliger Einheit verschmolzen, sang eine ganze

---

<sup>37</sup> „Fest“ leitet sich aus dem lateinischen Wort „feria“ her. Es bedeutet „sakrale Feier“, die folglich auch arbeitsfrei war.

<sup>38</sup> Nicht jedes Dekor ist Kunstwerk. Ein Weihnachtsbaum wird wohl kaum als Kunstwerk gesehen.

<sup>39</sup> M. Mauss (1923).

<sup>40</sup> Der Unterschied wird etwas weiter unten verdeutlicht. Die Abgrenzung verfließt allerdings zum Teil, wenn etwa religiöse Ekstase versinnlicht werden soll, wie z.B. in den Werken El-Greco. Exemplarisch nenne ich etwa das Bild „Die Ekstase des Hl. Franziskus“.

Gruppe ihre Gebete. Die Worte folgten einer Melodie, die die Tonleiter der Musik durchlief und so auch die Struktur des Universums widerspiegelte. Und diese Harmonie des Universums fand eine Entsprechung in der Architektur, in der Gliederung und in den Proportionen der Tempel. Solcherart wurde ein Kosmos produziert d.h. vorgeführt, der, wie das Wort selbst andeutet, scheinbar eine universelle Ordnung zum Erscheinen brachte.

Analog dazu war eine Krypta oder Katakombe gern die Stätte eines Ahnenkults und der Reliquienschreine. Sie wurzelte, wie es scheinen mochte, in der Muttererde und war deshalb ein bewusst gewählter Ort der Begegnung zwischen Lebenden und Toten, ein Zwischenreich. In der Antike wurde selbst diese transzendierende Begegnung häufig mit einem gemeinsamen Festmahl gefeiert, an dem auch die Verstorbenen beteiligt wurden. Dieses Ritual blieb bis in die späte Antike erhalten und fand in der christlichen Liturgie ihre Fortsetzung.

In den oberirdischen Tempeln verwiesen hingegen Stufen, die erheben sollten, in die umgekehrte Richtung auf die Andersweltlichkeit der himmlischen Götter. Der Sakralbereich der Tempel war streng gegliedert, wobei die äußeren Bereiche dem Volk offenstanden, die inneren hingegen nur den geweihten Priestern und Priesterinnen. Dort herrschten noch Lärm, Geschäftigkeit und Vorfürungen, hier, ab der Vorhalle, die bereits prachtvoll gestaltet war, und in die Zeitlosigkeit des Glanzes eines imaginären Paradieses überführte, herrschte Stille.

## Riten

Sakrale Feste waren und sind von strengen Riten geregelt, die zwar nicht den alltäglichen Verhaltensregeln entsprechen, aber gerade dadurch das Ausgesetzt-sein und die damit verbundene Gefahr bannen, die im Umgang mit dem Heiligen stets droht. Ihre Formalismen sind dazu bestimmt Wohlgefallen zu erzeugen und dadurch Wohlwollen zu generieren.

Dieser Sachverhalt beherbergt einen fundamentalen Widerspruch. Denn eigentlich ist die geteilte Konfrontation mit Gefahr die Ursache des Vereinens von Gefährten, die so einig werden und sich vertragen müssen. Doch im Fest obiger Art wird die Gefahr auf sanktifizierte Geweihte ausgelagert, die die Formeln und Riten beherrschen und damit Ordnung stiften. Die Vereinten spalteten sich, ein Teil hob sich vom Rest ab, wurde zu „Brückenbauern“.

Das Wort „Ritus“ hat eine vielsagende Genealogie. Es leitet sich aus dem Indogermanischen „rta“ her, welches jene „Ordnung“ bezeichnet, die unterschiedliche, ungleiche Glieder und Organe „ein-renkt“ und zu einem funktionsfähigen Ganzen macht. „Rta“ ist zugleich die Urform von „ars“, zu Deutsch „Kunst“ und von „artus“, das „Gelenk“.

Kunst ist offenbar wesentlicher Bestandteil eines Ritus, dessen Sinn die Genese von Ordnung und Ver-einigung ist. Doch diese Kunst ist vorrangig Dekor. Sie übt sich in einer verständlichen, geregelten Sprache für den zurückgelassenen Teil, wie Bild und Plastik, sowie einer meist unverständlichen, heiligen Sprache im Ritus selbst.

Rituelle Kunst steht stets im Sold und in der Pflicht der Abgehobenen. Solche in den Dienst genommene Kunst verherrlicht deren Herrschaft, der Wahrer der herrschenden Ordnung. Man darf sie deshalb „be-wahrende“ Kunst bezeichnen. Sie schafft den platonischen „Schein des Scheins“, indem Gefahr, ohne ausgesetzt zu sein, simuliert wird. Der von Aristoteles von der Tragödie eingeforderte „Schrecken“ (phobos) und das „Mitleiden“ (eleos) der Zuschauer und Gaffer, welche die Katharsis, Reinigung bewirken sollen, findet nicht länger statt. Die

„Stätte“, wie dies M. Heidegger bezeichnen würde, ist bereits eingeräumt und ausgerichtet. Jede Stätte ist begrenzt, ein Hort göttlichen Rechts.

Sie wird vom Dickicht einer unverständlichen Wildnis umwuchert. Doch diese Wildnis eines jenseitigen, gefährvollen Heiligen wird im abgegrenzten Bezirk der Tempel nur simuliert. Die Formalismen des Ritus vergleichen sich mit den mit stumpfen Waffen geführten Schaukämpfen der Schauspieler. Kein Geweihter ist aus dieser Zone der Gefahr jemals nicht heil und unbeschädigt wiedergekehrt.

Für M. Heidegger bezeichnet eine solche Stätte als „Lichtung“, das ist ein gesäuberter, gereinigter Ort apollinischer Klärung. Heidegger meinte, dass eine Lichtung ein Ort der Freiheit wäre. Doch diese Freiheit seiner „Statt“ ist eine „gestattete“, wie er selbst betont. Gestattet wurde sie von Herrschern, die die Stätte ein- und ausrichten konnten. Gestattete Freiheit ist also zugelassen und damit widerrufbar. Tatsächlich ist auch sie nur Schein, die scheinbare Freiheit geordneten Lebens.

Naheliegender Weise herrscht dort nicht länger der Ausdruck spontanen Erlebens vor, sondern Litaneien, flehende Bittgebete um Gnade. Das rituelle Fest wurde so auf eine Vorstellung und Vorführung re-duziert.

Damit wurde (und wird) die Kunst der Feste des Dionysischen beraubt, das den urwüchsig spontanen Ausdruck tatsächlichen Erlebens einfordert.

## Erleben

„Erleben“ bestimmt J. Mittelstrass als „Ereignis“. Und er betont eine charakteristische Differenz, die sich konsequent von der seit Aristoteles begründeten Präferenz für einen verdinglichten, substanziellen Ausdruck abhebt. Im Gegensatz zur weitverbreiteten aristotelisch-objektivistischen Sicht fokussiert eine auf J.G. v. Herder und W. v. Humboldt zurückgehende neue Sprachform den Ausdruck auf Tätigkeiten und ein Zeitwort, das solche Handlungen benennt.

Erleben erscheint dadurch als Vorgang, wobei die traditionelle Subjekt-Objekt-Beziehung aufgehoben wurde. An dessen Stelle tritt die Bezugnahme auf sich selbst. Herders Ansatz konnte so zum Ausgangspunkt einer philosophischen Analyse des Subjekts werden, bei dem das tätige Subjekt charakteristische Sichtweisen des Erlebens entwickelt. Unvermitteltes Erleben wirkt integrativ und ist zur Abstraktion nicht fähig.

Die Loslösung von jener Objekt-Subjekt-Perspektive ermöglichte zugleich eine Befreiung vom Schein des Scheins. Erkenntnis wird bei diesem Vorgang durch eine Fülle möglicher hermeneutischer Deutungen angereichert, statt wie bei der Abstraktion auf ein Gedankenskelett reduziert zu werden. Bei diesem Bild bleibend könnte man sagen, dass dadurch Fleisch an die baren Knochen an-gefügt wurde.

Die so geschaffene, markante Differenz wird sprachlich durch die Bedeutungsverschiedenheit von „erklären“ und „verstehen“ manifest. „Klären“ wurde bereits als apollinisches Charakteristikum geortet. So liegt es nahe „verstehen“ dem Erlebnis betonenden, dionysischen Ansatz zuzuordnen.

Verstehen und Erklären sind zwei Formen von Erkenntnisgewinn. Vordergründig lässt sich feststellen, dass Erleben eine empirische Orientierung aufweist, die nicht notwendig Ergebnis wiederkehrender Erfahrungen ist, sondern eher einer einmaligen Erleuchtung entspricht. Es entspricht dem oben bereits angesprochenen „Heureka“- Erlebnis. Spontanes Verstehen

während eines Erlebnisses entbehrt allerdings eines adäquaten Ausdrucks. Verstehen ist sprachlos, so wie die Erleuchteten auch. Die Schwierigkeit, die mit dieser Form von Erkennen verbunden ist, ist einen angemessenen Ausdruck zu finden, der die neue Erfahrung zu vermitteln gestattet bzw. die Möglichkeit schafft sie „aus(-zu-)fahren“<sup>41</sup>.

## Dichtung

Den Eindruck auszudrücken, den Erlebtes gemacht und hinterlassen hat, ist eine Kunst. Sprachloses Staunen in Mitteilungen zu fügen, bezeichne ich im Unterschied zur „währenden Kunst“ als „wahre Kunst“. Wahre Kunst ist es deshalb, weil sie ein Erlebnis treu (true) wiedergeben will, das nicht nur komplex ist, sondern auch über keine Entsprechung in der umgänglichen Sprache verfügt.

Die Kunst besteht darin mit noch ungeeignetem Werkzeug zu zeugen und das daraus gewordene Zeug auch an „den Mann“<sup>42</sup> zu bringen“. Wie nicht überraschen wird, ist das Ergebnis ein „Symbolon“ bzw. eine Fügung und Verdichtung. Manche solcher Fügungen bezeichnet man folglich als „Fuge“, andere als „Ge-dicht“. Ein Gedicht vermittelt folglich die Verdichtung von Erfahrenem in einem zusammengeworfenen „symbolon“. Der bereits angesprochene Konnex mit „ars“ und „Ritus“ wird einmal mehr augenscheinlich.

Ein Ritus ist – wie schon besprochen - ein bereits über Gewohnheit und Gebrauch fest gefügtes Gefüge symbolischer Zeichen, das bereits einer Grammatik unterworfen wurde. Jeder Ritus ist das Produkt einer Technik der Zeichen (Grammatik), die, wie jegliche Technik, einem Regelkodex unterworfen wurde. Der Preis dafür war, dass dieser Prozess durch Anwendung wiederkehrender Regeln das spontane Erleben verloren gehen lässt. Die repetitive Anwendung derartiger Regeln bezeichnet man heute als „Algorithmus“ und ist nichts anderes als eine abstrakte „Maschine“. A.Turing (1936/1937) bezeichnete dies als „Papiermaschine“.

Kehren wir in Abhebung dazu zur Lichtung Heidegger'scher Prägung zurück. Eine Lichtung ist „ein-gelassen“ in eine Wildnis oder in ein Chaos. Diese Wildnis ist nahezu undurchdringlich dicht, ein Zustand, den das griechische „Apeiron“ (ohne Poren) beschreibt. Wer aus solcher Lichtung kommt und in das Dickicht vordringt, überschreitet eine Grenze. Hinter der Grenze herrscht eine andere Freiheit, die Freiheit des Vogelfreien, die nicht erst gestattet werden muss.

Denn dieses Jenseits ist ohne Recht, ohne erkennbare Ordnung oder Regel. Dort lauert die Gefahr hinter jedem Baum. Wer es schafft daraus zurückzukommen hat vieles erlebt und weiß viel zu berichten. Doch meistens fehlen dazu eben die Worte<sup>43</sup>. Die Worte für das Grauen und den Schrecken müssen erst gefunden, erfunden und geprägt werden. Diese neuen Worte sind häufig nicht mehr als Gestammel. Stammeln ist Ausdruck von Sprachlosigkeit, doch wenn sich das Stammeln ver-sammelt, so wird es irgendwann auch

---

<sup>41</sup> Zur Erinnerung: Die Vorsilbe „er-“ kann oft dem lateinischen „ex-“ gleichgesetzt werden. Folglich ist „erkennen“ gleich „auskennen“ oder „erleben“ „ausleben“ und „erinnern“ „aus-innern“ (aus dem Innern herausholen), „erfahren“ „aus-fahren“ usw..

<sup>42</sup> Zu betone wäre, dass „Mann“ stets als gleichbedeutend mit „Mensch“ (Maskulinum) zu verstehen ist und nie für „Mensch“ (Neutrum) genommen wird.

<sup>43</sup> Zu erinnern wäre an dieser Stelle an das rätselhafte Schweigen von Kriegsheimkehrern oder Gefolterten. Ihnen fehlen die Worte um das Erfahrene mitzuteilen.



verstanden. Dann verdichtete es sich zum Gedicht<sup>44</sup>. Vermittlung sprachlosen Erlebens schafft nicht nur eine neue Sprache sondern eröffnet zugleich die Chance neue Gefährten zu sammeln, zu einigen und daraus ein neues soziales Ganzes zu fügen. Denn Menschen müssen sich verständlich machen, wenn sie versammelt gemeinsam handeln wollen.

Doch die Umkehr dieser Notwendigkeit gilt auch: wenn manche nicht länger gemeinsam handeln wollen, sondern sich abheben und trennen wollen, auch dann entwickeln sie eigene Sprachen, Hoch-, Geheim- oder Sakralsprachen (s.o.) hinter denen sie sich sammeln können.

## Theorie ist Theater

Theorie ist eine Sprachform der Abgehobenen untereinander. Theater ist hingegen die Sprachform der Abgehobenen für Botschaften an die Zurückgebliebenen, wenn es darum geht diese von oben herab zu über-reden und zu über-zeugen. Alle diese Vor-führungen sind „wahrende Kunst“.

Nach den Darstellungen von Aristoteles sollte die griechische Tragödie Mitleiden und panische Angst erzeugen. Panische Angst war die Angst der Städter vor der Wildnis, in der Pan herrschte. Auch Pan war ein Gefährte des Dionysos, ein Gott der Hirten und Herden, und dessen Verehrung war zweifellos älter als jene der olympischen Götter.

Seine Abstammung wird in unterschiedlicher Weise geschildert, doch bezeichnender Weise wird Hermes, der Gott der Grenze, meistens als sein Vater genannt. Eine Grenze zeugte, so ließe sich sagen, den Flöten spielenden Gott der Un-ordnung<sup>45</sup>, der bezeichnender Weise mit Apoll einen musikalischen Wettstreit auszufechten hatte.

Vor ihm, so wie vor Dionysos, sollten sich die Kinder der Polis, des geregelten Worts und des „guten“ Tons hüten. Nicht der dunkle Mythos, der aus dem Dickicht sprach und Melodien des Windes in die Köpfe der regelgeleiteten Bürger blies, sondern die „Syn-logismen“ und Grammatiken des Logos<sup>46</sup> sollten des weiteren ihr Dasein bestimmen.

Anwesend im Staat, anwesend im Raum des Scheins der Zuschauer und Nichtzugehörigen, sollte Angst die abwesend Anwesenden von jeglicher Übertretung der Peripherien ab- und damit zusammenhalten<sup>47</sup>.

Die Deutung der Welt, des Kosmos und der Gesellschaft, die jahrhundertlang der Mythos in widersprüchlicher, doch hilfreicher Weise besorgte, wurde nun durch Theorien vom geregelten, absolut Guten<sup>48</sup> und Schönen besorgt. Abgehoben wie die Vertreter solcher Theorien vom Leben der Bürger waren, so waren es auch ihre Theorien. Sie fußten in abstrakten Regelwerken, deren Grundkonzept darin bestand zwischen „Ja“ und „Nein“ zu unterscheiden, ohne die dazwischen liegenden, weiten Spektren der Wirklichkeit sowie der Worte und Zeichen zur Kenntnis nehmen zu wollen.

---

<sup>44</sup> Die Erfindung der Dichtung, die in der germanischen Mythologie Odin und in der griechischen Apoll zugeschrieben wird, geht einher mit einer neuen differenzierten Gesellschaftsordnung (Männerbünde) der die Aristokratie entwuchs.

<sup>45</sup> Griechisch: ακοσμος ( A-kosmos) ist das Gegenteil von „Kosmos“ (Ordnung), die die Griechen gleich auf eine Weltordnung verallgemeinerten. Daraus leitet sich auch unsere Bezeichnung für das Universum als „Kosmos“ her.

<sup>46</sup> „Logos“ und „Mythos“ bedeuteten ursprünglich dasselbe, nämlich: „Wort“, „Rede“.

<sup>47</sup> Siehe dazu: M. Schmutzer (2011), Kapitel VII.

<sup>48</sup> Die sokratische Ethik ersetzte nun Naturphilosophie und Mythos.

Diese Bereiche wurden wie Pan, dem Herrn der Wildnis, ausgegrenzt bzw. einer rituellen Behandlung in abgeschlossenen Kreisen zugewiesen, die ähnlich wie der heilige Bezirk der Tempel der Öffentlichkeit entzogen waren. Der ausgegrenzte, gefahrenvolle, Macht spendende Bereich vieldeutiger Zeichen und Worte wurde nur in der Dialektik behandelt, die Platon zur höchsten und zu einer geheimen Wissensdisziplin kürte. In akademischen „Tempeln“ vorgeblicher Wahrheiten entstand das, was zunächst als „Philosophie“ später mit „Wissenschaft“ bezeichnet wurde.

Die in den so bezeichneten Akademien vertretenen Wissenschaften waren nicht nur abgehoben vom praktischen Leben der Mehrheit, sondern verschrieben sich überwiegend den Quantitäten und Proportionen von Zahlen. Qualitäten, die sich damit nicht beschreiben ließen, wurden zu sekundären, zufälligen Attributen von Wesenheiten degradiert, deren Bedeutung und Einfluss als irrelevant erachtet wurde. Die Idee des Pferdes etwa war farblos. Eine analoge Strategie der Ausschließung wird auch heute an öffentlichen Schulen und Universitäten praktiziert. Einzig in Managementkursen und Parteischulen, den Schulen der Mächtigen, wird heute noch die hohe Kunst der Dialektik vermittelt. Den öffentlichen Schulen wird stattdessen MINT<sup>49</sup> verabreicht, um den so erzeugten schalen Geschmack zu übertünchen.

Dem Wort „Dialektik“ liegt das griechische „legein“ (λεγειν) zugrunde, das dieselbe ursprüngliche Bedeutung „sammeln“ hat wie unser „lesen“. Auf Kommunikationsakte angewendet wird daraus „erzählen“ später „lesen“, doch vor allem auch „miteinander sprechen, besprechen“. Bedenkt man den Grundton des Wortes mit, so wird verständlich, warum der Meister der Abgehobenen die Dialektik nicht nur zur höchsten, sondern auch zur geheimen Wissenschaft und Lehre erkoren hat.

„Legein“ versammelt, nicht nur Weintrauben und Buchstaben, sondern Menschen, die es vereint und in Versammlungen zu gegenseitigem Verstehen bringt.

Solche Fähigkeiten sind, in des Wortes ursprünglichster Bedeutung politisch. Sie öffnen den Beginn der Herrschaft der Vielen, die, selbst wenn jeder Einzelne schwach sein mag, vereint die wenigen Abgehobenen unter die Herrschaft des Demos zurückholen könnten. Das ist in Athen ja öfter als einmal geschehen und hat sich der dortigen Aristokratie nachhaltig ins Gedächtnis eingepägt.

Eine vergleichbare Sicht wie die gerade skizzierte, hat F. Nietzsche (1887) in seiner Schrift „Zur Genealogie der Moral“ entwickelt. Darin hat er nicht nur den Prozess und die Bedeutung „rang-abhebender Werturteile“, sondern zugleich auch die Bedeutung von Sprache als „Machtäußerung der Herrschenden“ beschrieben: „sie sagen ‘das *ist* das und das‘, sie siegeln jegliches Ding und Geschehen mit einem Laute ab und nehmen es dadurch gleichsam in Besitz.“ (ibid., S.18)

Unbestritten hat F. Nietzsche die umgekehrte Sichtweise eingenommen, die hier vertreten wird. Doch unbenommen davon stimmt seine Analyse. Denn, das pejorativ gemeinte „gemeine“, das nicht nur Nietzsche mit „schlecht“ gleichsetzte, war deshalb schlecht, weil es „schlicht“ und deshalb der Mehrheit gemein war, die eben nicht abgehoben lebte. Auch diesen Sachverhalt verschweigt der revoltierende Philosoph so wenig wie umgekehrt, dass das Gute und Schöne genau das ist, was der abgehobene Teil dazu erklärt hat.

---

<sup>49</sup> MINT steht für: Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft, Technik.

Nicht allein wird solcherart „gut“ und „schön“ definiert und damit vereinnahmt, auch das, was als gefährlich gelten soll, wird dadurch festgelegt. Die damit erzeugte Angst oder der panische Schrecken sollte eben die Menschen vor Grenzüberschreitungen zurück-schrecken. Die Außenwelt und die zwischen den Ordnungsbegriffen liegende Zwischenwelt wurde ausgegrenzt, der unumgängliche Umgang damit in die Hände von mutigen Geweihten gelegt, die schon deshalb, weil sie geweiht wurden, abgehoben waren.

Zwischenwelten zwängen sich in Zwischenräume, die zwischen Widersprüchen klaffen. Dort werden allerdings jene „Dinge“ und das „Denk-Zeug“ geschaffen, mit denen gedacht wird und womit neue Erfahrung erfasst werden kann. Tatsächlich fügen Zwischenräume die eingrenzenden Widersprüche zu einem Ganzen. Das wusste schon Heraklit. Doch wenn dieses „Ganze“ in oben und unten unterteilt wird, dann müssen diese neuen Distanz-schaffenden Zwischenräume auch unter eine abgehobene, geheiligte Aufsicht gestellt werden.

### Zahl und Abstraktion

Im Griechischen lautet eine Bezeichnung für Zwischenraum „arithmos“ (ἀριθμός). Dieses Wort selbst ist, ähnlich wie „Akosmos“ (s.o.), die Verneinung von „rithmos“, welches sich vermutlich aus dem uns bereits bekannten, indogermanischen Stamm „rta“ herleitet. Dessen Bedeutung ist „fügen“, „Gelenk“ oder „Ritus“. „Rithmos“ verbindet und fügt also, sein Gegenteil „a-rithmos“ trennt.

„Arithmos“ ist zugleich auch die gängige Bezeichnung für „Zahl“. Eine Zahl ist demnach etwas Unverbundenes, vereinzelt Getrenntes. Sie „existiert“ allein, u.zw. aufgrund eines Zwischenraums. Wer diesen Zwischenraum leugnet, schafft die Zahl ab, und setzt an deren Stelle eine „Größe“. Da eine Zahl das Ungefügte d.h. die Negation einer gefügten Sache ist, ist das Gegenteil der Zahl das „Vereinte“, das ist das Ganze. Das wäre allerdings eine Ganzheit. Eine Ganzheit ist eine Größe, in der der jeweilige Widerspruch zwischen den Grenzen ge- und verborgen bleibt.

„Arithmetik“ bezeichnet die Technik mit Zahlen umzugehen. Doch die Lehre davon wird von „mathematos“ (μαθηματικός) betrieben, das waren ganz allgemein „Theoretiker“, wir nennen sie davon abgeleitet „Mathematiker“. Die Dialektik hingegen, die die Technik vom Umgang mit Widersprüchen und Zwischenräumen ist, wurde von jenen Theoretikern ausgegrenzt. Sie blieb bzw. wurde anderen vorbehalten.

Die Pythagoreer, von denen Platon viele Anregungen übernahm, kannten eine Liste von zehn bedeutenden Gegensätzen. An erster Stelle fand sich dort das Paar „begrenzt“ und „grenzenlos“. Diesem Paar wurde die oberste Stelle in dieser Hierarchie der Werte zugeordnet, was die große Bedeutung zum Ausdruck bringt, die ihm die politisch engagierten, oligarchisch orientierten Pythagoreer zuordneten. Denn Abgrenzung und Ausgrenzung sind in jeder Politik herausragend wichtige Instrumente der Machtausübung. Sie schaffen ein „wir“ und ein dazugehöriges „sie“.

Sobald dieses Paar existiert, ist es klug Denkgesetze zu formulieren, die das Überschreiten des Zwischenraums schwierig, vielleicht sogar undenkbar erscheinen lassen. Das kann z.B. durch eine dichotome, polarisierende Denkkordnung erreicht werden, wie das im Gesetz vom

„Ausgeschlossenen Dritten“ oder „tertium non datur“ in Aristoteles' Metaphysik vertreten wird.

Da nun derselbe Satz auch ein bedeutendes Postulat in der mathematischen Beweisführung liefert, wird damit auch die politische Bedeutung einer mathematischen Darstellung des Weltgeschehens verständlich. Wer die Welt in Zahlen fassen kann, wie das die Pythagoreer, Platoniker und Aristoteliker propagierten, hält die Schlüssel zur Weltherrschaft in Händen.

Diese historisch frühe Erkenntnis hat bis heute nichts an Bedeutung eingebüßt. Dasselbe Prinzip regiert auch die alles dominierenden Rechenmaschinen. „Sein oder Nicht-Sein“ definiert sich letztlich aus der Fähigkeit dieser Logik gerecht zu werden. Das dahinterliegende Prinzip legt konsequenterweise nahe den Bereich des Dionysischen, wo derartige Ordnungskriterien aufgehoben sind, aus dem öffentlichen Leben zu verbannen. An dessen Stelle tritt die Welt des Schein des Scheins in Form theoretisch begründeter, theatralischer Vorstellungen, die heute vorzugsweise „virtuelle Welten“ genannt werden.

Virtuelle Welten dominieren in unserer Zeit nahezu alles: die „heiligen“ Zeiten, die im Rhythmus von Arbeit und Freizeit für die zurückgelassenen „Underdogs“ geschaffen wurden, nicht weniger als die Vorstellungen und Theorien der geweihten „Sacerdotes“ in den abgeschotteten Tempeln der Wissensfabriken. Und selbst dort, wo eigentlich das ungeordnete Gestammel zu neuen Ausdrucksweisen neuer Erfahrungen verdichtet werden sollte, dominiert im elektronisch moderierten Kunstbereich einer „Ars Electronica“ die Logik von Eins und Null. Diese Entwicklung ist selbstzerstörerisch, denn, wie F. Nietzsche bereits erkannte, kann wahre Kunst erst dann entstehen, wenn beide gegensätzlichen Welten erfahrbar werden.

## Wahre Kunst

Wahre Kunst ist das Können sprachlose Erfahrung verständlich zu machen. Sprachlose Erfahrungen sind bislang unerfahrene Erfahrungen, Konfrontationen mit Außergewöhnlichem. Wie das Wort „außergewöhnlich“ aber selbst schon verdeutlicht, handelt es sich dabei um Erfahrungen, die jenseits von Grenzen gemacht wurden. Sich solchen Erfahrungen verschließen wäre prinzipiell möglich. Ob dies auf Dauer heilsam ist, sollte bezweifelt werden, besonders dann, wenn sich derartige Erfahrungen wiederkehrend aufdrängen.

Erfahrungen brauchen ihren Ausdruck. Über sie zu schweigen hilft wenig, darüber zu sprechen fällt meistens schwer. Doch zu verstehen, was solches „Gestammel“ mitteilen will, erfordert eine besondere Befähigung, nämlich die Kunst zu verstehen. Sich auf das unvermeidbare Stolpern im Ausdruck ein-zu-lassen ist eine Kunst, die erlernt und geübt werden muss.

Jede Kunst erfordert wechselseitig Ausdruck und Eindruck. Kunst verlangt zwangsläufig den eigenen Verstand einzusetzen, der aber nur versteht, wenn er bereits selbst Erlebnisse hatte, die er aus-innern, aus dem Inneren herausholen, also „er-innern“ kann. Erleben, erfahren, verstehen verbinden zugleich. Gemeinsam erleben und erfahren macht Gefährten. Gefährten bestehen Gefahren, verstehen sie und einander, weil sie sich einließen auf Gefahren, vor denen sie vermutlich gewarnt wurden.

„Sich einlassen“ verlangt umgekehrt ein Einlassen. Niemand kann sich auf etwas einlassen ohne bereit zu sein auch etwas hereinzulassen. Dies erfordert das Öffnen von Grenzen und bewirkt die Aus-Prägung des eigenen Seins. Solche Prägung ist identisch mit Bildung. Das Eingelassene formt, es in-formiert.

Wahre Kunst ist demnach viel mehr als nur Mitteilung von Unausgesprochenem. Sie formt den, der stammelt, so wie jene, die sich auf das Gestammel einließen. Wahre Kunst ist Vereinigung und Befähigung durch Verstehen zu bestehen. Erlebnisse unter Gefahr zusammen zu erfahren ist Lebensnotwendigkeit.

Solches zu überstehen schaffen apollinische Klärungen nicht. Sie klären durch ausschließen, durch Abstraktion. Ihre Vertreter sind bewahrende Todgeweihte. Ohne wahre Kunst gibt es kein Überleben in einer gefährvollen, noch unerfahrenen, a-kosmischen Welt.

Erst erfahren-einlassen-verstehen-vereinen schafft Erkenntnis und nicht die wiederkehrende Produktion von akkreditierten Vorführungen des Scheins.

## Epilog

Am Anfang stand das Wort:

„Die Antike war sicher, die Kunst braucht göttlichen Beistand.“

Am Ende sind wir sicher: Götter brauchen die Kunst der Menschen um zu überstehen. Menschen aber brauchen hingegen den Beistand der Kunst des Stammelns um zu überstehen. L. Wittgenstein (1921/22) war im Unrecht. „Worüber man nicht sprechen kann“..., darüber muss man stolpernd stammeln und dichten.

Wer Neues entdecken und erfahren will, muss den eingehegten Kreis kanonisierten Erkennens überschreiten. Dafür müssen die Priester der Erkenntnis lernen sich auf dionysisches Gebiet jenseits ihres Tempelbezirks zu begeben. Wird dieser Schritt getan, dann benötigen sie die Künste des Ausdrucks. Die Bestimmung von Kunst ist nämlich, mithilfe der streuenden Hunde der Nacht Ausdruck zu finden für die sprachlosen Erfahrungen aus dem Jenseits geklärter Lichtung.

## Literatur

- Arendt H. (1958), *Vita Activa oder vom tätigen Leben*, Piper, München, 2007
- Aristoteles, *Die Poetik*, Reclam 7828, Stuttgart, 1984
- Beck U. (1986), *Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Suhrkamp, Fft./M., 1986
- Defoe D. (1719), *The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe*, Aitken, London 1902
- Dilthey W. (1900), *Die Entstehung der Hermeneutik*, in: G. Reiß, *Materialien zur Ideologieggeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. I, (S. 55-68), Max Niemeyer-Verlag, Tübingen, 1973.
- Duby G., (1979), *Der hl. Bernhard und die Kunst der Zisterzienser*, Klett-Cotta, Stuttgart, 1981
- Durkheim E. (1912), *Les formes élémentaires de la vie religieuse*, Presses Univ. de France, Paris, 1968
- Durkheim E., (1893), *De la Division du Travail Social; Über soziale Arbeitsteilung*, Suhrkamp, Fft./M. 1988
- Harrison J. (1911), *Themis – A Study of the Social Origins of Greek Religion*, Merlin press, London, 1977
- Heidegger M. (1954), *Was heißt Denken? Bauen, Wohnen, Denken, Das Ding*. In: *Vorträge und Aufsätze*, Neske, Pfullingen, 1967
- Hobbes T.H. (1651), *Leviathan or the Matter, Forms, and Power of a Commonwealth, Ecclesiastical and Civil*, Fontana, Collins, London, 1962
- La Mettrie J.O. de (1748), *L' Homme Machine*, Dt.: *Der Mensch eine Maschine*, (übersetzt: A. Ritter), Leipzig, 1875
- Lühe I. von der (2015), *Über Hannah Arendts Gedichte*, in: Arendt H. (2015), *Ich selbst, auch ich tanze – Die Gedichte*, Piper, München, 2015
- Mauss M.(1923), *Die Gabe*, Suhrkamp, Fft./M. 1968.
- Mittelstraß J. (1995), in: ds.(Hg.) *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Sonderausgabe, Bd. I,WBG, Stuttgart, 2004
- Nietzsche F.(1871), *Die Geburt der Tragödie, oder: Griechentum und Pessimismus*, Werke (3 Bde., Hg.: K. Schlechta), Hanser, München, 1954
- Nietzsche F. (1887), *Zur Genealogie der Moral*, Werke (3 Bde., Hg.: K. Schlechta), Hanser, München, 1954
- Schmutzer M.E.A. (2011), *Die Geburt der Wissenschaften – Panta Rhei*, Velbrück, Weilerswist, 2011
- Seneca, *Vom glückseligen Leben*, Kröner, Stuttgart, 1978, S. 80
- Turing A. (1936/1937), *On Computable Numbers, with an Application to the Entscheidungsproblem*, Proceedings of the London Math. Society 2,42/43, London, 1937, S. 544-546.
- Wittgenstein, L. (1921/22), *Tractatus Logico-Philosophicus*, in: *Schriften von L. Wittgenstein*, Suhrkamp, Fft./M.,